Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgaug

Nr. 29 Marburg i. H., den 19. Juli **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Christus Salvator — Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen? Schluß — Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie. Erste Hälfte — Die deutsche Katholiken und die Schillerfeier 1905. Zweites Stück — Heinrich Steinhausen — Eindrücke unter den Unitarie — Rede gehalten in der Frankfurter Protestversammlung wider die russischen Judenmetzeleien — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Christus Salvator

O wenn dies Alles wär! — im ewgen Kreise
Dies müde Wandern auf zielloser Reise;
Dies heiße Hungern und dies stumpfe Weiden
Am Futterplatz, um wiedrum Qual zu leiden;
Dies ewge Plagen um ein kärglich Brot,
Bis bleirner Schlaf erlöst von Schaffens-Not —
Und kaum entbunden von dem Strick der Sorgen
Legt neue Lasten auf ein grauer Morgen; —
Dies Gieren nach Genuß und rasch Genießen
Und hinterdrein dies ekelnde Verdrießen;
Entschlüsse stolz, die nach den Sternen greifen,
Und dann im Schmutz ein widerliches Schleifen;
Dies Blühn und Werden, Welken und Erblassen,
Dies Liebe finden und von Liebe lassen;
Dies Gehn und Stehn, dies Weinen und dies Lachen, —
Und ferne gähnt ein ungeheurer Rachen,
Und wie ein Mensch die Brocken streicht vom Tisch,
Schiebt eine Riesenhand gebieterisch
Und lässig mich und Alles auf dem Rund
Hinein in jenen fürchterlichen Schlund.

O wenn dies Alles wär!
So voll Grauen
Ist der Gedanke, daß ins Aug ihm schauen
Kein Mensch vermag, daß auch mein Blick nur tastend
Ihn manchmal streifte, scheu vorüberhastend.
Dann saß ich starr in Hiobs Staub gebückt
Und der Verzweiflung Stahl aufs Herz gezückt:
O wenn dies Alles wär, dann lieber Nichts! . . .

In Nacht dies ewge Untergehn des Lichts,
Dies ewge Gaukelspiel in toter Wüste,
Dies Sandanhäufen an verlorner Küste,
Dies Auf und Ab im uferlosen Meer —
Dann lieber Nichts, wenn dieses Alles wär! . . .

Du starres All, wo öffnet sich ein Tor?

Und meine Seele tastet sich empor.
Sie greift sich aufwärts zwischen Felsenmauern,
Uralten Bäumen, die im Nachtwind schauern.
O dunkler Pfad, wann naht der Rätsel Ende?
Um hartes Holz schlägt sie der Sehnsucht Hände.
Und dran ein dorngekröntes Haupt geneigt,
Ein Mund von Blut umflossen, welcher schweigt.

Sag an, du bleiches Haupt, du blutger Mund,
Liegt Etwas hinter jenem finstren Schlund?
Sag an, du Kämpfer, der du Sieg verkündet,
Den Weltenabgrund, hast du ihn ergründet?
Des Lebens Quellen, hörtest du sie rinnen,
Der Alles ließ, um Alles zu gewinnen?

Und Stille ward. Ums Holz die Winde woben;
Dann fiels wie Sphärenklang herab von droben:
Ich ließ das Alles, weil es Schein und Nichts,
Und hinterm Schein fand ich ein Meer des Lichts.
Nichts ist umsonst, und Alles ist nur Weg,
Das Wandeln und Vergehn nur Höhensteg.
Der Nebel sinkt, der Tapfre sichtet Land,
Das gläubge Sehnen findet seinen Strand.
Gib mir die Hand! Du sinkst? Ich trage dich!
Du bebst? Dir schwindelt? Birg dein Haupt an mich!
Du glaubst? Du hoffst? Dein Blick wird weit und klar?
Schau auf! Dich grüßt, was ewig ist und war!

Georg Winter

Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen?

2

Wir haben den Artikel des Herrn Superintendenten Krückeberg aus mehr als einem Grunde zum Abdruck gebracht.

Einmal, um uns im Respekt vor dem kirchlichen Gegner zu stärken. Wir lesen so viel Abstoßendes in dieser Presse, daß es nottut und wohltut, uns an solch einem Wort zu erquicken.*)

Sodann, weil aus dieser Mahnung zur Selbstdisziplin sich auch unsre Freunde das Ihre entnehmen konnten. Mutatis mutandis.

Drittens hat der Herr Verfasser uns zu einem edlen Wettkampf aufgerufen: „und diesen Handschuh müssen sie uns aufnehmen!“ Solcher Herausforderung gar nicht zu stehen wäre ebenso feig wie unfreundlich. Dies Motiv gab uns unsre Ueberschrift ein.

Krückeberg führt drei Tatsachen aus der Kirchengeschichte auf: den Liederschatz, die Heidenmission und die Innere Mission, als Zeugen für die Lebendigkeit des Christentums in den Herzen der konservativ Gläubigen, zu denen er sich zählt. Und nun sollen wir also den Handschuh aufnehmen und mit ihm und seinen Gesinnungsgenossen eintreten in den Wettkampf des Glaubens, der die Welt überwunden hat, der Liebe, die Alles trägt, duldet, hofft, der Demut, die den Andern höher achtet denn sich selbst, der Treue, die auch im Kleinen und Unscheinbaren sich auswirkt.

Offenbar müssen wir hier zwischen der Anerkennung dieser christlichen Pflichten und zwischen ihrer erfolgreichen Erfüllung unterscheiden. Erstere ist, sofern sie nicht in Worten sich äußert, etwas Innerliches, Unsichtbares und entzieht sich der Möglichkeit irgendwelchen Wettbewerbs. Der hingeworfene Handschuh kann sich also nur auf Letztere beziehen: auf die sichtbaren Lei-

*) Nur den zweimaligen Seitenhieb wider die, „die von der liberalen Presse bis an den Himmel erhoben werden“, wider die „Tagesgrößen von links“ — gemeint sind Theologen — „deren literarische Erzeugnisse ohnehin sofort mit lautem Schall erhoben werden“ hätten wir gern vermißt. Manches Lob ist am fatalsten für die Gelobten; sollte aber ein Theologe so leicht von der profanen Presse beachtet werden, wenn ihm keine Bedeutung zukäme? Und arbeiten nicht die konservativen Blätter genau so parteiisch wie die liberalen?

stungen, auf die Frucht der guten Gesinnung in allerlei gutem Werk.

Zunächst können wir darauf nur sagen, daß wir uns in der Anerkennung jener hohen Tugenden mit unserm verehrten Gegner völlig eins wissen.

Aber noch mehr: wir wissen uns auch mit ihm eins in der Schätzung der Leistungen, die aus diesen geistigen Kraftquellen im Laufe der Kirchengeschichte bis auf die neueste Zeit hervorgegangen sind. Und ebendarum sehen wir den Liederschatz der Kirche, die Heidenmission und die Innre Mission keineswegs als Güter und Ruhmestitel an, die unsern konservativen Mitchristen allein gehörten. Das alles sind Früchte eines Baumes, an dem und von dem auch wir unser Leben haben.

Aber es streiten sich wohl die Zweige eines Baumes, die Glieder eines Leibes. Das ist eine alte Fabel. Und so meint Krückeberg: verschieden wie wir sind, muß es eine ganz einfache Probe unsrer verschiedenen Tüchtigkeit geben. Wo der größte Liederreichtum und die eifrigere Missionsarbeit, da wird das bessere Christentum sein. Indem er uns zum Wettkampf herausfordert, freut er sich gewiß darauf, daß an Stelle des leidigen theologischen Streits fruchtbares Wirken treten wird auch auf unsrer Seite; dabei hegt er aber zugleich die Hoffnung, daß im Punkte der christlichen Praxis die Kirchengeschichte auch der Zukunft für ihn und seine Freunde sprechen wird.

Hierzu muß ich nun dem verehrten Gegner verraten, daß tatsächlich eine große Sehnsucht nach mehr praktischem Christentum vorhanden ist in unsern Kreisen, besonders unter den Jüngeren. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, auch nicht von dem Brote der Wissenschaft, sondern davon, daß er mit dem lebendigen Gott seine besondre Geschichte hat. Und die hat man tatsächlich nur, wenn man aus Gottes Munde das Wort vernimmt: „Gehe hin und tue desgleichen“ und sein Leben in den Gehorsam gegen dieses Wort stellt.

Da wäre es ja nun das Einfachste — und so meint wohl Krückeberg seinen Wettkampf — wir begäben uns auf die Bahn des gleichen praktischen Christentums, wie unsre konservativen Wettkämpfer es treiben. Vom Liederdichten darf ich dabei absehn: schließlich ist doch auch „O Lamm Gottes unschuldig“ nicht von einem „modernen Positiven“ gedichtet worden. Aber die Heidenmission und die Innre Mission, das sind ohne Zweifel die Kampffelder, auf die Krückeberg uns locken will, damit wir da den Beweis der Kraft führen oder nach Verdienst scheitern.

Ich möchte zunächst auf einen mildernden Umstand aufmerksam machen, den unsre wohlwollenden Gegner nicht vergessen dürfen. Handelt es sich um die Theologen — und das tut es bei Krückebergs Kampfruf in erster Linie — so dürfen wir freier gerichteten für uns in Anspruch nehmen, daß wir jedenfalls in der Minderheit sind. Es ist da schwer, ein Zahlenverhältnis anzudeuten; aber die Tatsache, daß im Fall Römer in Rheinland und Westfalen 60 Pastoren für die Freiheit in der Kirche, 673 für das Bekenntnis Zeugnis ablegten, gibt ein Zahlenbeispiel. Und der Bestand der Synoden lehrt dasselbe: wir sind tatsächlich in starkem Abstand die Minderheit. Das werden die Richter im Wettstreit nicht vergessen dürfen. Und wenn etwa die überwältigende Masse der unkirchlichen Laienschaft uns zugeschoben wird, so können wir zwar nicht leugnen, daß diese gelegentlich im kirchlichem Parteikampf von den „liberalen“ Theologen nach Kräften aufgeboten wird, aber im Ernst werden die Richter im Wettstreit nicht verkennen, daß wir freieren Theologen nur auf eine unsrer Minderheit entsprechende kleine Schar von Laien rechnen dürfen, die mit wirklichem Verständnis unsrer Stellung zu uns halten.

Es wird aber auch unsrer Art nach nicht so leicht sein, uns das Gebiet vorzuschreiben, auf dem wir unsre Tüchtigkeit beweisen sollen. Einen Vorsprung haben wir, das ist kein Zweifel, auf dem Gebiet der Wissenschaft. Ich hoffe, den werden wir behaupten, sowohl was die führende Rolle in der Geschichte der Theologie, als was die Durchschnittsbildung unsrer Theologen betrifft. Aber darum handelt es sich hier nicht.

So tut sich als erster Kampfplatz für den praktischen Wetteifer das Pfarramt auf mit seinen Berufspflichten, Predigt und Seelsorge voran. Ich würde mich meiner Freunde und Gesinnungsgenossen herzlich schämen, wenn ich mir und Andern eingestehen müßte, daß wir in diesen Stücken Nichts leisteten, daß unser Durchschnitt hinter dem der konservativ Kirchlichen zurückstände. Wir haben eine ganze Reihe hervorragender Prediger, und wir haben viele Pfarrer, die treu in ihrer Gemeinde arbeiten. Ich glaube, daß man von umsichtigen Gegnern dies Zugeständnis unter vier Augen leicht erreichen wird, mag auch die Parteipresse es uns weigern.

Sodann das Gebiet der Heidenmission und der Innern Mission. Hier *müssen* wir, nach Krückebergs Ansicht, den Handschuh aufnehmen. Müssen, können, dürfen wir?

Von der Heidenmission haben wir oft gehandelt. Es ist Tatsache, daß viel ernste Liebe zu ihrem Werk in unserm Kreise vorhanden ist. Was wir für sie arbeiten, kommt zum Teil denselben Missionsgesellschaften zu gut, die über unsre Impotenz in Missionssachen absprechen. Ich mag die Ursachen nicht erörtern, weshalb dieser sonderbare Zustand noch lange andauern wird. Daneben haben wir den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein. Ein dem Umfang nach bescheidenes, innerlich gesundes Werk. Gelingt es, in der Heimat ihm mehr opferwillige Hilfe zu wecken, so kann er zu ungeahnter Blüte kommen. Aber auch in den Kreisen des Herrn Superintendenten Krückeberg weiß man wohl, wie schwer es ist, über die Schar der alten treuen Missionsfreunde hinaus gerade für Heidenmission Verständnis zu gewinnen. Wir haben allezeit gegen die Feindschaft, die bis in beste Schichten unseres Volkes hinein das Werk unter den Heiden erfährt, mit den Missionsfreunden Schulter an Schulter gekämpft, mochte unsre Bundesgenossenschaft willkommen sein oder nicht. Wenn aber Krückeberg ernstlich unsern Wetteifer in dieser Arbeit will, dann möge er dazu helfen, daß endlich der Bann, den die berufenen Vertreter der alten Missionsgesellschaften auf unsern kleinen Verein gelegt haben, aufgehoben wird. Sonst versagt er uns eine der Bedingungen, unter denen allein ein redlicher Wettstreit ausgefochten werden kann.

Viel verwickelter liegt aber unser Wettbewerb auf dem Boden der Inneren Mission. An die christliche Liebestätigkeit, die in ihrem Sinn und Namen geschieht, denkt Krückeberg sicher vornehmlich, wenn er uns den Handschuh hinwirft. Ich will so knapp wie möglich Rede stehen.

1. Die Innere Mission und ihre Werke sind für uns schon ein Stück Vergangenheit, ein Stück Kirchengeschichte. Sie sind Vätertat und also Vätererbe auch für uns. Wir schützen, lieben, unterstützen sie und sind nicht gesonnen, so viel an uns ist, sie einfach einer andern kirchlichen Richtung preiszugeben.

2. Der Kreis der Stiftungen und Einrichtungen, der im Sinne der Innern Mission möglich ist, scheint uns im Wesentlichen geschlossen. Wir wissen wohl, daß im Einzelnen Raum ist noch für manches Haus der Barmherzigkeit. Und wir halten wohl für möglich, daß eine geniale Persönlichkeit auch noch neue Nöte entdecken mag, für die gerade diese Art Hilfe frommt. Aber wir sehen nicht recht, wo *unter der Losung der Innern Mission* unsre Arbeit neu einzusetzen hätte.

3. Die Innere Mission ist aufs Ganze gesehen ein Werk geworden, dem gegenüber die Aufgabe ist zu erhalten, zu erweitern und auszubauen, was vorhanden. Wie alle Werke, die nicht mehr von der ersten Liebe getragen sind, geben sie vielfach starken Anlaß zur Kritik. Diese Kritik wird von uns im Herzen reichlich geübt, ohne daß wir uns berufen fühlten, davon viel Gebrauch zu machen. Wenn wir es dennoch tun, ernten wir wenig Dank. Wir nehmen uns daraus die Lehre, daß an der gewordenen Art dieser Institutionen und Organisationen nicht viel zu ändern sei, freuen uns an dem Segen, der von ihnen insgesamt ausgeht, und sehen uns um, ob es nicht noch Andres für uns zu tun gibt.

4. Es kann nur mit Freuden anerkannt werden, daß an fast allen Heimstätten der Innern Mission unsre jungen Leute freundliche Aufnahme und Unterweisung finden, wenn sie dort lernen wollen. So ist und bleibt die Innere Mission für uns eine Schule der christlichen Liebesarbeit. In Berufsstellungen bei der Innern Mission finden unsre Freunde nur schwer und

ausnahmsweise Aufnahme, in der Regel dann auf bescheideneren Posten und nicht ohne gelegentliche Anfechtungen — oder in „liberalen" Landeskirchen, wo also das kirchliche Gesamtleben auf einer anderen Ebene sich abspielt. Alles in Allem haben wir den Eindruck, daß man uns, mindestens als leitende Kräfte, in der Inneren Mission nicht will.

5. Es wäre unmoralisch und unfromm von uns gehandelt, wollten wir aus Parteieifersucht irgendwie in Konkurrenz mit der alten Innern Mission Etwas gründen und schaffen. Vor solchen törichten sündhaften Gedanken soll Gott uns bewahren, da kann kein Segen drauf ruhen.

6. Damit soll der Stachel uns nicht aus dem Gewissen genommen werden, daß auch wir in christlichem Handeln uns ganz anders zu bewähren haben. Ganz zu verwerfen ist der Wettkampf nicht. „Erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott!" dieser Weckruf des Glaubens gilt auch uns. Und es gibt eine heilige Eifersucht, die soll man nicht dämpfen. Wohl aber sollen wir diesen Geist, wenn er sich regt, ernstlich prüfen.

7. Unsre ganze Art verweist uns also darauf, daß wir nun nicht etwa neben die alte pietistische oder hochkirchliche Innere Mission eine moderne setzen. Wir sollen, können und dürfen das nicht. So soll man uns das aber auch nicht zumuten und uns nicht in diesem Sinne den Handschuh hinwerfen.

8. Unser Eifer muß sich nach unsrer ganzen Art von Gottes und Rechts wegen auf die Gemeindearbeit stützen. Hier, also in Predigt und Seelsorge zumal, sollen wir wetteifern mit den konservativen Brüdern. Hier sollen wir auch neue Weisen schaffen, unsrer Frömmigkeit gemäß. Es schadet gar nichts, sondern es ist gut, wenn sich in der Praxis herausstellt, daß wir einen neuen Typus evangelischer Frömmigkeit bedeuten. Sulze ist uns auf diesem Wege vorangegangen, es gilt ihm nachzufolgen, ohne sklavische Abhängigkeit.

9. Wenn diese Gemeindearbeit nicht vor der Welt leuchtet, wie nach überstandener Verkennung die Werke der Innern Mission, so soll uns das nicht irren. Gegner wie Krückeberg werden gern anerkennen, was anzuerkennen ist. Und es wird uns, wenn wir so ein Jeder im kleinen Kreise die ganze Kraft sammeln, schon gegeben werden, daß hier und dort die Kraft eines Einzelnen oder unseres ganzen Kreises auch Werke schafft, die einem größeren Ganzen dienen. Denn wenn wir an Zahl, Mitteln und Erfahrung zunehmen, muß auch das kommen.

Der Handschuh des Herrn Superintendenten Krückeberg trifft bei vielen von uns, sonderlich unter den Jüngern, auf eine lange verhaltene Lust zu solchem Wettstreit. Klärend, hemmend und fördernd zugleich, sind meine Zeilen gemeint. Manches mag der Freundwillige zwischen den Zeilen lesen: im übrigen stehen wir zu weiterer Verantwortung bereit. R

Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie

1

Es gibt Bücher, die man wohl rezensieren kann, die man aber der Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu empfehlen braucht, weil Niemand an ihnen vorübergehen darf. Zu diesen Büchern rechne ich auch Pfleiderers großes Werk über „das Urchristentum", dessen zweite Auflage bereits 1902 erschienen*) ist, aber erst heute von mir besprochen wird. Ueber mein Versäumnis, das ich trotzdem sehr beklage und für das ich den Autor wie die Leser der Christlichen Welt um Entschuldigung bitte, tröstet mich wenigstens die Hoffnung, daß ich dem Buche nicht geschadet habe; vielleicht kann ich ihm gerade einen Dienst erweisen kann, wenn ich jetzt erneut die Aufmerksamkeit auch der Nichttheologen darauf lenke. Denn auch für Nichttheologen ist es durchaus verständlich, und in mancher Beziehung für sie (wie für den Theologen) unentbehrlich.

*) Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben. 2 Bände. Berlin, Georg Reimer, 1902. 24, gebunden 28 Mk.

Freilich werden sie jetzt vielleicht seltner als früher zu dem großen Werke greifen, nachdem sein Verfasser uns vor einem Jahre ein kleineres Buch über „die Entstehung des Christentums"*) geschenkt hat, das den Hauptinhalt und die tragenden Gedanken des großen Buches auch enthält.

Das neue Buch möchte ich besonders solchen gebildeten Männern in die Hand zu geben raten, die Harnacks Wesen des Christentums als zu unbestimmt und „mystisch" ablehnen, weil es ihnen die Negationen des Alten nicht scharf und ausführlich genug gibt. Mir selbst sind oft solche Männer begegnet, die erst noch mehr Aufklärung und theologische Kritik brauchten, ehe sie wieder zur Religion zurückfinden konnten. Ihnen bietet zunächst Pfleiderer das Richtige, indem er immer ausführlich auf das zeitlich Bedingte und auf das aus anderen Religionen Entlehnte im Urchristentum hinweist, während Harnack an all dem rasch vorübergeht, um uns zu dem Ewig-Wertvollen zu führen. Das fehlt gewiß auch nicht bei Pfleiderer (wenn er es manchmal auch anderswo sucht als Harnack), ebensowenig wie das zeitlich Beschränkte bei Harnack übergangen wird; aber die beiden Bücher sind anders orientiert, und wir wollen uns freuen, daß wir nun beide haben, für jede Menschenart eine Darstellung, die sie besonders befriedigen kann.

Das kleine Buch hat vor dem „Urchristentum" den Vorzug einer größeren Einheitlichkeit und ästhetischen Abrundung voraus. Es leitet uns über die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie — ein besonders schöner und sonst nicht so zu findender Abschnitt —, über Philo und das Judentum zu Jesus und der Messiasgemeinde hin. Auf diese Grundlegung des Christentums läßt es dann die Entwicklung des Christentums zur Kirche folgen; über Paulus, die drei älteren Evangelien, die gnostische Bewegung und Johannes gelangen wir zum innern Verständnis der kirchlichen Religion und in einem Schlußabschnitt zum Verstehen ihrer äußeren Autoritäten, Kanon, Bischofsamt und Glaubensregel. Aber obwohl das neue Buch denselben Zeitraum umspannt wie das „Urchristentum", so enthält dieses nicht bloß alles ausführlicher, sondern auch viel mehr, wie denn das „Urchristentum" trotz der eifrigen populären Produktion der letzten Jahre noch immer und gerade seit seiner zweiten Auflage Vorzüge besitzt, die kein anderes Buch hat. Denn einmal vermittelt es in interessanter Weise die gründliche Kenntnis auch der Urkunden selber, und nicht bloß der im Neuen Testament enthaltenen, sondern eigentlich aller, bis hin zu der gnostischen Litteratur und den Apologeten, unter denen selbst Minucius Felix und Tertullian nicht fehlen. Und gleichzeitig entwickelt es den gesamten Gedankengehalt der zwei ersten christlichen Jahrhunderte ausführlich genug, um auch dem Laien, der sich wirklich hier einarbeitet, ein Urteil über die wichtigsten Fragen der Kritik zu ermöglichen. Das ist besonders bedeutsam für die Beurteilung der radikalen Kritik, die den Apostel Paulus, und Jesus selbst aus der Geschichte wegstreichen möchte und die man bei dem herrschenden Mißtrauen gegen alle Theologie nicht unterschätzen darf. Ihr gegenüber hilft nur wirkliche Kenntnis der Dinge, deren erste Vermittlung Pfleiderer vortrefflich leistet.

2

Hier könnte ich schließen, da eine gelehrte Rezension des „Urchristentums" und eine Auseinandersetzung all der Stellen, an denen ich die Darstellung Pfleiderers in Einzelheiten für unzutreffend halte, in der Christlichen Welt gewiß nicht am Platze ist. An dem ausgesprochenen Gesamturteil würden solche kleinen Ausstellungen ja auch Nichts ändern; und in vielen Fällen kann man bei der Dürftigkeit unserer Quellen in der Tat schwanken, wie sie zu deuten sind. Indessen haben Pfleiderers Bücher Gedanken allgemeinerer Art in mir angeregt, die ich gerne einmal aussprechen möchte, nicht um Andere zu belehren, sondern um zu einer Diskussion über sie anzuregen.

Pfleiderer ist einer der bedeutendsten Vertreter der liberalen Theologie im engeren Sinne und spricht noch heute, und obwohl er selbst kaum eine Tübinger Spezialansicht mehr teilt, mit alter

*) Die Entstehung des Christentums. München, J. F. Lehmann, 1904. 4 Mk.

Liebe und Begeisterung von seinem Lehrer Baur, nicht ohne des Oefteren den anderen Zweig freier Theologie, der Ritschl, Harnack, ihre Schüler und die ihnen Nahestehenden umfaßt, zu bekämpfen. Meist tut er es freundlich und mit Anerkennung des auch dort Geleisteten, oft aber auch ziemlich scharf, besonders wenn er glaubt, auf dieser Seite ungerechtfertigtes Nachgeben gegenüber der Tradition zu entdecken. Nun sind wir praktisch aber ohne Zweifel, mindestens in Preußen, auf ein Zusammenstehen angewiesen; man bekämpft uns von rechts und neuerdings, da wir einige Erfolge im öffentlichen Leben haben, auch von links. Wir sind in gleicher Verdammnis und können uns den Luxus eines Kampfes gegen einander kaum noch leisten. Das ist wohl Allen deutlich geworden, auch denen, die noch die alten Gegensätze in frischem Gedächtnis haben. An Pfleiderers Büchern aber darf man sich und muß man sich einmal ernstlich fragen, was Nichttheologen immer wieder erstaunt zu wissen wünschen: Wo liegt denn nun die Verschiedenheit der beiden Richtungen, und ist sie wirklich so groß, daß nur die Notlage in Preußen und nichts Innerliches hier einen Frieden vermitteln könnte, der dauernd wäre? — Diese Frage möchte ich ausdrücklich aufwerfen. Ich bilde mir nicht ein, sie ganz zu lösen, auch mögen in der Systematik noch größere Sprünge klaffen als in der historischen Theologie, die uns hier zunächst angeht. Immerhin werden auch hier letzte Gedanken der Theologie verhandelt werden, nicht Kleinkram, auf den wir Alle kein Gewicht legen.

Heinrich Weinel

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer)

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

2

Dem streng gläubigen Katholiken ist es nicht leicht gemacht, sich Schillers Arbeiten ohne Weiteres in ihrer Gesamtheit anzueignen. Die Jugenddichtungen bieten gar zu Vieles, zu dem er nach seiner besonderen Stellung, die nun einmal da ist, nur sehr schwer ein positives Verhältnis gewinnen kann. Im Don Carlos wendet sich dann Schiller sogar offenkundig zum umfassenden Angriff gegen katholisches Wesen, und auch seine historischen Schriften stellen sich durchweg auf die gegnerische Seite. Erst die Werke der letzten Periode lassen leichter ein katholikenfreundlicheres Bild gewinnen. So bietet sich dem Katholiken, der an Schiller herantritt, zunächst der Weg an, zwischen Schiller und Schiller zu scheiden, und unter Ablehnung der Anfänge den Mann der letzten zehn Jahre als den „wahren" Schiller sich anzueignen. Baumgartner bewegt sich auf dieser Linie und bei dem weitreichenden Einfluß, den der gelehrte Verfasser der Geschichte der Weltlitteratur auf katholischem Gebiete besitzt, ist es vielleicht von Wert, seinen Ausführungen etwas eingehender nachzufolgen.

Die Jugenddichtungen sind nach ihm „verspätete Ausläufer der Sturm- und Drangperiode" in eine „unbändige, rohe, verworrene Geniewut getaucht", die sich auch noch in den Don Carlos hineinzieht. Die Mönche und Inquisitoren sind „Spukgestalten". Marquis Posa ist ein „echter Freimaurer des achtzehnten Jahrhunderts, bis in die Tränendrüsen hinein voll Humanität, Toleranz, Freiheit, Menschenwürde und Menschenbeseligung, rationalistischer Weltauffassung und sentimentalen Zukunftsplänen. Mit wunderbarer Magniloquenz ist da die philiströse Reformweisheit Kaiser Josephs II. in die volltönendsten Verse gebracht, sodaß noch alle liberalen Geheimräte des neunzehnten Jahrhunderts davon zehren konnten." Bei allen seinen Prosaschriften hat Schiller „hauptsächlich nur im Auge gehabt, etwas Geld zu verdienen." „Kein vernünftiger Mensch wird deshalb den wackern Ehrenmann geringer achten, der mit wahrer Riesenkraft den ungünstigsten Verhältnissen trotzte und sich in fast unmenschlicher Arbeit sein trauliches Heim, einen freundlichen Familienkreis, eine würdige soziale Stellung errang." Aber bei dieser Sachlage ist es nicht zum Verwundern, wenn mit seinen Prosaschriften „auch eine Menge sachlich fast wertloser Aufsätze, unausgegorener Ideen, falscher Ansichten, rationalistischer Irrtümer, krauser Einfälle, krasser und tiefgreifender Geschichtsfälschungen in der Welt herumziehen." Auch sein „Abfall der Niederlande" und sein „Dreißigjähriger Krieg" sind nur „leichtfüßige, belletristrische Geschichtsbaumeistereien", „in journalistischer Hast aufgerichtete Kartenhäuser", die schon lange von der „Arbeit gediegener Forscher" wie Janssen („Schiller als Historiker") umgeworfen worden sind, leider aber bei Tausenden von „Gebildeten" noch weiterleben, und mit ihren „antikatholischen Schreckpopanzen und Schauermären" schon „geradezu unberechenbares Unheil" angerichtet haben. „Wäre der Jenaer Professor Friedrich Schiller im Jahre 1791 oder in einem der nächsten Jahre gestorben, so hätte das Centenarium seines Todes schwerlich ganz Deutschland in Bewegung gesetzt." In jener folgenden Periode aber, die ihn erst unsterblich gemacht hat, schlägt er andere Töne an. Im Wallenstein hat er sich „einigermaßen über die konfessionellen Einseitigkeiten emporgerungen, welche seine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges beherrschen und größtenteils entwerten." In der Maria Stuart fehlt es zwar nicht an Stellen, in welchen der englische „Anti-Popery"-Geist „sich grell verkörpert"; aber „durch das Gewirr der feindseligen und gehässigen Elemente bricht mit siegreichem Glanze ein Bild der katholischen Kirche, das von wirklicher Begeisterung für ihre Schönheit, Größe und Universalität beseelt ist und das man wohl als eine ästhetische Huldigung des Dichters an dieselbe betrachten darf." „Noch weit mehr katholische Luft weht" in der Jungfrau von Orleans: der Dichter hat den „idealen Grundzug" der religiösen Ideewelt des Mittelalters „mächtig erfaßt". „Auch die Braut von Messina spielt wieder auf katholischem Boden und ist reich mit katholischen Erinnerungen und Anschauungen durchsättigt", sodaß „Karl August die handelnden Personen geradezu für Stockkatholiken erklären" konnte. Im Wilhelm Tell ist zwar „nicht von Papst und Kirche die Rede, aber das Volk, das die älteste und ehrwürdigste der heutigen Republiken Europas gegründet hat, ist ein katholisches, es ist das Volk, das später dem Papst seine Leibwache gestellt und sich nie dem polizeilichen Fürstenregiment in Religionssachen unterworfen hat." „Im Demetrius endlich ging er zu den gleichfalls katholischen Polen über, wo ihm ein althistorisches Kirchentum mit seinen priesterlichen und klösterlichen Institutionen wiederum poetische Gestalten bot, wie sie eine unsichtbare Kirche als bloßes Anhängsel des Staates niemals liefern kann." Ebenso deutlich tritt dieser Zug in den Balladen hervor. Im Gang nach dem Eisenhammer schildert er „ganz fromm und schlicht" ohne „die leiseste Anwandlung von einem Lutherkoller" die heilige Messe. Im Kampf mit dem Drachen wird er durch das liebliche Madonnenbild in dem Wallfahrtskirchlein „durchaus nicht abgehalten, sich in des Heilands Nähe zu fühlen." „Noch feierlicher gestaltet sich die poetische Huldigung an den eucharistischen Glauben und an die Demut des Kreuzes zugleich" im Grafen von Habsburg. „Ihren glänzendsten Abschluß aber finden diese schönen von tiefchristlichem Geiste getragenen Gedichte in dem Lied von der Glocke", das „mit der ganzen Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemütes den poetischen Zauber und die höhere Weihe zum Ausdruck bringt, welche die in der Glocke versinnbildlichte Christusreligion über das natürliche Leben des Einzelnen und der Menschheit verbreitet."

Wir wollen hier mit Baumgartner nicht über die Zulänglichkeit und den guten Klang der Waffen rechnen, mit denen er sich der Arbeiten Schillers bis etwa zum Jahre 1794 zu entledigen sucht. Wir möchten nur feststellen, daß die Anderen sämtlich diesen Weg verschmähen.

Pöllmann sagt wohl auch von den Jugenddramen: „Wir sind der Meinung, daß die Lehrstücke einer chaotischen Epoche gegenüber den klaren Früchten einer reifen Zeit an sich in der Wagschale Schillerischer Kunstanschauung wenig zu bedeuten haben, jedenfalls nicht den Schiller ausmachen, dem des Volkes Liebe den Kranz gereicht hat." Und Schillers historischen Schriften kann er den Vorwurf nicht ersparen, daß sie tendenziös seien. Auch dürfe es bei dem nicht allzu glänzenden Stand von Schillers positivem Wissensschatze nicht frappieren, wenn eine Richtigstellung der Schillerischen Historie durch Janssen not-

wendig war. Aber „das interessiert weniger den Katholizismus als die Wissenschaft überhaupt, die immerhin von dem schlechten Geschichtschreiber gelernt hat, Universalgeschichte zu betreiben", und die Tendenz ist „natürlich ungewollt". Und wenn die Katholiken auch „Schillers Jugenddramen nur dem Reifen in die Hand geben, dem diese brennende Leidenschaftlichkeit eines gährenden Genies nicht schadet," so wissen sie dieselben „doch zu schätzen". Denn von der „Höhe des echten Idealismus aus", auf der Schiller — nach Pöllmanns Meinung wenigstens dem Streben nach — von Anbeginn an steht, könne er „gefeit gegen alles Niedrige und Gemeine, an Natur und Geschichte künstlerisch herantreten". Auch Dichtungen wie „Die Götter Griechenlands" seien von diesem Gesichtspunkt aus zu verstehen: „Die Einkleidung in heidnische, mythische Form verhüllt und verleidet uns nicht den echten Idealismus."

Damit ist unumwunden anerkannt, daß Schiller als eine einzige unzertrennbare Gesamtpersönlichkeit gewertet werden muß. Ebenso entschieden geschieht dies von Schmidt. Bei den Räubern, in Fiesko und Kabale und Liebe hört man „immer wieder das große sittliche Wollen heraus". Vom Don Carlos gilt: „Der Sohn des Landes Württemberg, dem seine katholisch gewordenen Fürsten eben nicht viel Heil und Segen gebracht, mußte um so leichter geneigt sein, der katholischen Kirche allerlei Bosheiten zuzutrauen. — — Er ist jetzt zum Kämpfer gegen den äußeren Feind geworden, nachdem er lange genug den inneren bekriegt, das Unrecht und die Sünde. Schließlich ist es derselbe Feind, nur daß er in des Gegners Lager noch viel schwärzer gemalt wird als im eigenem Hause." „Immer mehr ward ihm" dann „klar, daß wer die Menschen lehren wolle, vorerst selber viel, viel lernen müsse. Es kam die Zeit stiller Arbeit in der Gelehrtenstube. Geschichte und Philosophie wurden seine Lehrmeisterinnen." — — Auch Pfeiffer sieht in Schillers historischen Schriften einen Ausdruck seines „idealistischen Gesamtcharakters". Von den Jugenddramen bis zum Tell hat ihn eine Idee geleitet: „die Idee der Freiheit." Für Muth endlich ist die Wertung Schillers als untrennbarer Gesamtpersönlichkeit so selbstverständlich, daß er sie ohne jede besondere Bemerkung einfach vollzieht. Und schließlich geht auch bei Baumgartner selbst neben jenem Versuch der Scheidung zwischen dem früheren und späteren Schiller diese andere höhere Betrachtungsweise her: „Durch das schauerliche Nachtgemälde von Verkommenheit, das Schiller in den Räubern entrollt, blitzt erschütternd noch der Glaube an göttliche Gerechtigkeit, Menschenwürde, Tugend, an den jüngsten Tag, an ewige Vergeltung, an eine sittliche Weltordnung"; und Kabale und Liebe „hat schließlich einen tief sittlichen Hintergrund". So sagt er wenigstens in seinem „Goethe und Schiller" schon im Jahr 1886.

Baumgartner hat, wie wir sahen, bei Schillers „klassischer Periode" vor allem die vorzugsweise Wahl katholischer Stoffe und die liebevolle Vertiefung in katholisches Wesen hervorgehoben. Auch bei Pöllmann, der Baumgartners Scheidung verwirft, kehrt dieser Hinweis wieder: „Schillers Werke sind, wenn auch nur unmittelbar als historische Stoffbehandlungen, eine herrliche Apologie der katholischen Kirche." „Die große bejahende Synthese der katholischen Kirche mit der künstlerischen Großmacht ihrer Liturgie mußte Schillers Geiste mehr zusagen als die kalte, protestantische Analyse." Aber er fährt fort: „Schiller hat sich für seine poetische Stoffwahl durch tendenziöse Geschichtschreibung entschädigt." Ja er kann überhaupt „die Stellungnahme Schillers zum katholischen Kultus" nur für einen „sehr untergeordneten Beweisgrund" halten: „Was man in dieser Hinsicht bei Schiller »visionäres Moment« also etwas fast Außerirdisches genannt hat, ist im Grunde genommen eine höchst einfache Sache: es ist eben Wahrheit und echtes Künstlertum." Den in den letzten Worten angeregten Gedanken bringt dann Muth zu voller klarer Durchführung: „Wohl hat sich Schiller wiederholt zu einer ästhetischen Betrachtung des Katholizismus herbeigelassen und dann so schöne Worte gefunden wie die bekannten in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans. Sie jedoch als persönliche, der katholischen Weltanschauung dargebrachte Huldigungen anzusehen, dieser Naivität der Auffassung, der man oft begegnet, sollten wir uns fürder nicht schuldig machen. Schließlich ist es doch das Mindeste, was man von einem — — Dichter überhaupt verlangen kann und muß, daß er seine Person aus dem Gesichtskreis und dem Charakter reden und fühlen lasse, in dem sie stehen. Täte er das nicht, so würde er sich immer in erster Linie gegen sein Künstlertum und erst in zweiter Linie gegen die geschichtliche Wahrheit oder tatsächliche Wirklichkeit versündigen." Das heißt in der kurzen Zusammenfassung Pflegers: „Wir sind nüchtern genug, Schillers Vorliebe für katholische Stoffe auf rein ästhetische Motive zurückzuführen." Damit ist der entscheidende Punkt erreicht. Und trotz aller weitgehenden einzelnen Aeußerungen hat diesen entscheidenden Punkt gerade auch Baumgartner in wünschenswertester Deutlichkeit festgestellt: Man darf des Dichters Haltung wohl als eine „ästhetischen Huldigung" an die katholische Kirche betrachten. Aber „es waren bei ihr lediglich poetische, nicht religiöse Motive im Spiel."

Ja Baumgartner geht noch weiter: „Ein verhängnisvoller Irrtum ist es, daß er die höchste menschliche Bildung nicht in der sittlichen, sondern in der ästhetischen sucht und deshalb die Kunst an die Stelle der Religion setzt." „Zu einer klaren Theodizee hat er sich nicht durchgerungen, noch weniger zu der erhabenen Harmonie, welche die natürliche Gottesordnung in der christlichen Offenbarung erlangt hat. Immer wieder schreibt er der Kunst zu, was nur die Religion zu bieten vermag." „Nur in einem sehr weiten, ganz uneigentlichen Sinne kann bei ihm noch von Christentum die Rede sein." Was dem frommen Katholiken — und, fügen wir hinzu, in ähnlicher Weise auch dem evangelischen Christen — die ernsteste Frage in Schillers Leben bildet, ist hier offen zugegeben: die Tatsache, daß Schiller zum Katholizismus und überhaupt zu den geschichtlichen Formen des Christentums kein — im gewöhnlichen Sinne des Worts — positives Verhältnis gehabt hat. „Er stand abseits vom Christentum, dessen tiefste Geheimnisse ihm immer verschlossen blieben, trotz seiner schönen Verse über die Religion des Kreuzes" (Pfleger). „Er ist verdunkelt von dem rationalistischen Gesichtspunkte, daß das Christentum nur seiner wahrhaft ästhetischen Moral wegen wertvoll sei. Die Christusidee ist ihm nicht in ihrer vollen Tiefe erschlossen gewesen" (Pfeiffer). Er „läßt die Kirche als eine göttliche Einrichtung nicht gelten, mißkennt den Beruf der Kirche als Hüterin des göttlichen Wortes." Sein „Gottesbegriff ist falsch." „Von Religion können wir bei Schiller nur in einem uneigentlichen Betrachte sprechen; es handelt sich bei ihm mehr um eine Weltanschauung." Seine „Religion war, dem Geiste seiner Mitwelt gemäß, mehr ethisch" (Pöllmann). Am klarsten hat auch hier wieder Muth das Wesentliche zum Ausdruck gebracht: „Soviel ist gewiß, daß Schiller vielleicht noch weniger, als es Goethe immerhin im Alter besaß, ein inneres, fühlendes Verhältnis zum Christentum und dessen göttlichem Stifter hatte. Die Aeußerungen, die er hin und wieder hierüber getan, zeugen von einer rein intellektuellen Liebe, die sich jedoch jeweils vorsichtig gegen die Anerkennung der konkreten Erscheinung der Idee abschließt. . . Auch später in den Tagen, wo ihn Krankheit und die Nähe des Todes bedrücken mochten, klingt kaum ein religiös-christlicher Ton in Schillers Leben an. . . Anders verhält es sich mit seiner Stellung zu gewissen Erscheinungen praktischen Christentums. Da fand sein hoher sittlicher Idealismus verbunden mit einem geschichtlichen und realen Scharfblick . . . in Geschichte und Leben des Großen und Achtunggebietenden so viel, daß er sich warmherziger persönlicher Teilnahme nicht enthalten konnte." In diesem aber keinem weiteren Sinne ist auch die „Huldigung an das Christentum" zu fassen, welche das Epigramm Die Johanniter enthält. Denn „wie sein ganzes Jahrhundert, so hatte auch Schiller den Gedanken der religiösen Weihe des Sittlichen, den Begriff der Sittlichkeit aus übernatürlichen Beweggründen aus dem Auge verloren." Er ist „kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv-christlichen Weltanschauung."

Adolf Dörrfuß

Heinrich Steinhausen

Die Gegenwart ist geneigt, vom historischen Roman nur mäßiglich zu halten. Man ist eine Zeitlang mit dieser Speise überfüttert worden. Das war in den Jahren, da man sich den Weihnachtstisch des deutschen Hauses nicht denken konnte ohne einen Band Ebers darauf. Nun stehen die Tröster in den Bücherschränken und schlafen meist den ewigen Schlaf. Nur wenige sind es, zu denen man noch heute greift. Es sind die, die Seele haben und die darum dem Untergang entrannen. Zu ihnen gehört auch „die Geschichte aus alter Zeit", die Heinrich Steinhausen im Jahre 1881 unter dem Namen: Irmela ausgehen ließ und die seither 21 Auflagen erlebt hat. (Leipzig, E. Ungleich. Geb. 4,60 Mk.)

Wer das Buch gelesen hat, der weiß, daß es dem Dichter nicht darum zu tun war, uns ein buntes Kostüm- und Kulturbild zu geben. Er macht sich nicht viel aus den blanken Rüstungen der Ritter, in denen sich die Abendsonne spiegelt; auch die kunstvoll geschnitzte Eichentruhe im Erker des Burgfräuleins und die sauberen Zinnkrüge auf dem Wandbord vermögen seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. Er hat nicht den Ehrgeiz in seiner Geschichte ein Bild von der Schwierigkeit der politischen Lage zur Zeit Lothars von Sachsen oder Kaiser Sigismunds zu geben. Er erzählt einfach ein typisches Menschenschicksal und arbeitet die Grundstimmung, die durch die Entfaltung dieses Geschicks hindurchgeht, kräftig und rein heraus.

Der junge Diether ist im Kloster Maulbronn in geruhsamer Weltabgeschiedenheit aufgewachsen. Nun kommt er zum erstenmal hinaus in die Welt. Der Abt schickt ihn an den Hof des Bischofs nach Speyer. Aber ehe Diether noch dort ankommt, sieht er sich unversehens in Abenteuer verwickelt. Die Liebe schleicht sich ihm ins Herz, das Leben lockt ihn und er läßt sich locken. Aber das Glück ist trügerisch, seine Hoffnungen finden keine Erfüllung. Ein müder Mann kehrt er ins Kloster zurück, aus dem er einst sich losgerissen, und sucht im Entsagen und Verzichten den Frieden wieder zu gewinnen, den er verloren hat. Durch Diethers Geschichte und durch die des alten Brun, die in die Haupterzählung verflochten ist, geht ein Hauch von resignierter Wehmut. Man denkt an das Wort Walthers von der Vogelweide:

> Die Welt ist außen schöne,
> Grün, weiß und rot,
> Doch innen schwarzer Farbe,
> Finster wie der Tod.

Das Ganze ist sorgfältig und gleichmäßig gearbeitet, aber doch sind Abschnitte in der Erzählung, die mit besonderer Liebe gestaltet sind, und auf denen sich der ganze stimmungsvolle Glanz der Schilderung konzentriert. Da ist das Kapitel, in dem wir Diether auf der Elzeburg finden, wie er im Burggärtlein seine Miniaturen ins Aventiurenbuch malt und Irmela sitzt ihm gegenüber unter einem Blütenstrauch, der seinen Blütenschnee über sie schüttet. Oder da ist die Beschreibung der Sommernacht, in der Diether aus dem Gefängnis entflieht und mit Irmela zusammentrifft. Die hoffnungslose trübe Stimmung, die Diether erfüllt, da er als Büßender in seiner Zelle liegt, wie überzeugend hat sie der Dichter herausgearbeitet, gerade so eindringlich wie die seelenlösende Trauer, da der Müde zum Begräbnis Irmelas unversehens hinzukommt und ihre letzte Beichte liest; sie schließt mit den Worten, in denen die Grundstimmung des Ganzen kräftig ausklingt:

> Einstmals zur Maienzeit, als der Wind unterm Schall der Nachtigall weiße Blüten über mich schüttete, wünschtest du mir, Diether, es möchte nie kein andrer Schnee in die sorglosen Tage meiner Jugend fallen, als dieser. Es ist anders worden mit mir! Aber wenn auch dir der Winter manchen Schmuck des Lebens verdirbt und du über allzu früh verwelkte Blumen trauerst, alsdann denke, daß nicht bloß auf jeden Lenz ein Herbst, sondern auch auf jeden Herbst ein Lenz folget. — Gott und sein Heer lasse mich den gewinnen, der ewig blüht!

Die ganze Erzählung ist Diether in den Mund gelegt. So hat die Sprache eine altertümliche Färbung, aber diese „Altertümlichkeit" klingt bei Steinhausen nicht geziert und unecht, sie gehört zum Ganzen und hilft dazu, die eigentümliche Stimmung, die über dem Werke liegt, herauszubringen. Zum Schluß, nachdem Diether geendet hat, läßt der Dichter noch einmal das Kloster Maulbronn vor unserem Auge aufsteigen. Die Brunnenkapelle, in der sanft das Wasser rieselt, die Kreuzgänge, die den Friedhof der Abtei im Viereck umgeben. Die Blütenbüsche, die leise über den Grüften rauschen. Das Kirchendach, das im Mondlicht der Frühlingsnacht glänzt. Und zu Diethers und seiner Hörer Füßen ist ein Grabstein von weißen Blüten ganz überdeckt:

> Der Alte bückte sich bedächtig und strich sie leise mit der Hand zur Seite. Da ward, eingegraben auf dem moosigen Steine eine Lilie sichtbar und eine Inschrift. Die Augen der Jünglinge hatten sie bald entziffert.
>
> Irmela virgo, lasen sie. — —

Das Buch hat etwas Weiches, Liebes: aber sentimental? — nein! Es erinnert etwas an zarte Miniaturen auf Goldgrund; und die Gestalt der Irmela gleicht einer der holdseligen Madonnen im Rosenhag, wie sie die alten deutschen Meister malten.

Steinhausen ist auch später wieder zur historischen Erzählung zurückgekehrt. 1893 erschien die Geschichte Wendelins von Langenau (Pasch, Berlin) und 1898 hat er unter dem Titel Entsagen und Finden drei historische Erzählungen herausgegeben (Bonz, Stuttgart. Geb. 4,20 Mk.). Die Geschichten spielen teils im Mittelalter, teils im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Das Leitmotiv ist ähnlich wie in Irmela: Eine frühlingshelle Jugend. Die Fahrt ins Leben, wo Glück und Glanz lockt. Dann erheben sich Sturm und Wellen, und der ist glücklich zu preisen, der in einen stillen Hafen flüchten kann, wo die Täuschungen und Lockungen der Welt hinter ihm liegen. Manchmal erinnert die Art dieser Erzählungen an die alten frommen Volkserzähler wie Caspari oder Glaubrecht. Besonders die erste der Geschichten in „Entsagen und Finden": Schwarzbärbels Bräuterei ist gut und fesselnd erzählt.

Aber Steinhausen bewegt sich nicht bloß auf dem Gebiet der historischen Erzählung, er ist auch Humorist, Satiriker und Maler des Kleinlebens im Stil Jean Pauls und Raabes. Eine satirische Kontroverspredigt sind seine Meletemata ecclesiastica. Er gab sie heraus unter dem Pseudonym Veracius Rusticus. (Bei Johannes Alt, Frankfurt a. M. 1889. VII, 109 S. 2 Mk.) Da nimmt er allerlei Erscheinungen des modernen christlichen Wesens aufs Korn, die ihm nicht gefallen. Und er spricht manch kräftiges Wort über Süßlichkeit und Phrasentum, über Unaufrichtigkeit und Unklarheit im religiösen Leben. Wie er auf die christlichen Feste und Feiern zu reden kommt, da hat er Manches auf dem Herzen; es will ihm die Verquickung von Vergnügen und Religion nicht gefallen,

> wenns Publikum gar stimmt an
> Um den Biertisch und bei qualmender Zigarre:
> „Harre meine Seele, harre!"
> Oder wenn die Kellner laufen ab und zu:
> „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?"
> Und endlich, beim Vom-Stuhl-Aufstehen:
> „Laßt mich gehen, laßt mich gehen."

Besonders ist ihm auch die christliche Litteratur zuwider, die mit ihren süßlichen Bekehrungsgeschichten allen Sinn für den Ernst der Religion zerstört. Und zudem wird in die Bekehrungsgeschichte meist noch ein Liebeshandel verflochten:

> Als wäre die Welt nur darauf gestellt,
> Daß Hans seiner Grete werd zugesellt,
> Und die Wehn, die unsrer Zeit im Schoße liegen,
> Wäre nichts gegen die Frag, ob die Pärchen sich kriegen.
> Kommen nun schon die Andern mit solchen Fratzen,
> Daß man möcht mit Bomben dazwischenplatzen,
> So ist Schaden und Aergernis doppelt schwer,
> Wenns stolziert mit christlicher Miene einher.
> Als ob Christus und Gott im Himmel droben
> Nur dazu da wären, daß sich Zwei verloben,
> Und Glaube und Gnade muß dazu siegen,
> Daß sich Karl und Emma in Armen liegen!
> Ja, mag mans mit frommen Worten verbrämen,
> Solcher Moral muß ein Christ sich schämen,

Da dem lieben Ich wird nur schön getan:
s' Männlein verliebt wie ein Auerhahn,
Desgleichen des Weibleins zartes Herzchen
Brennt durch und durch, wie ein Räucherkerzchen.
Gut, mög euch die Liebschaft wohl geraten,
Aber macht daraus keine frommen Taten
Und mischt miteinand' nicht zu einem Gerichte
Wie'n Ragout Bekehrungs- und Liebesgeschichte.

Das Frömmigkeitsideal Steinhausens spiegelt sich am deutlichsten in den Meletemata, wenn wir auch in seinen andern Werken immer wieder den Spuren einer ernsten und tiefen Religiosität begegnen. Am liebsten sind ihm

im Lande die Stillen
Die ihr Joch tragen nach des Herrn Willen:
Die Leidenden, deren verlassenen Jammer
's Gesangbuch hilft tragen in dumpfer Kammer.

Die Gegenwart ist ihm zu weltfreudig und weltförmig, darin erblickt er einen Hauptschaden unserer Zeit und ihrer Frömmigkeit:

Denn der Schrei der Not und das Flehen um Kraft,
Das Sehnen der Seel aus des Leibes Haft,
Das Verzücktsein zum Himmel der geprüften Frommen —
Wie kann denn das Solchen von Herzen kommen,
Die höchst vergnügt sind in ihrer Haut.

In der Stille treu sein, Unrecht leiden und doch lieben, aufs Glück verzichten und doch nicht bitter werden: das ist die Art die eine Reihe seiner Lieblingsgestalten, allen voran der gottinnige „Korrektor" an sich trägt. — Die religiöse Grundstimmung des siebzehnten Jahrhunders, wie sie sich vor allem im Kirchenlied jener Zeit ausspricht, ist dem Empfinden Steinhausens vielleicht am verwandtesten. Auch ihm ist das Wort von der „engen, falschen Welt" aus dem Herzen gesprochen.

Steinhausen hat sonst keine größere Dichtung in Versen veröffentlicht, dagegen beginnen mit der Novelle Markus Zeisleins großer Tag seine humoristischen Idyllen und Prosaerzählungen. (Finckh, Basel 1883. 2, geb. 3 Mk.) Da sind wir nun in der deutschen Kleinstadt zu Biedermaiers Zeit, wie wir sie von Ludwig Richter und Spitzweg her kennen. Die krummen Gassen und Gäßlein, die winkligen Häuser mit den schmalen Treppen, die Nelkenstöcke vor den Fenstern, und auf der Anhöhe vor dem Städtlein die alte Linde. Dort unter der Haustür nickt uns der Herr Schildmaler Markus Zeislein zu, der eben sein Gemälde auf der neuen Turnerfahne vollendet hat. Ueber den Kirchplatz wandelt würdig Rektor Salpius. Eben ist sein Schulprogramm erschienen: „Pragmatische Gedanken über die Folgen der Catilinarischen Verschwörung, falls selbige geglückt wäre." Im Amthaus brütet der Amtmann über den Akten und grämt sich, daß in Quäcke kein geheimnisvolles Verbrechen begangen wird, dessen Entdeckung ihm den ersehnten Ruhm brächte. Und in der Dachstube links im Eckhaus sitzt der Primus der obersten Lateinschulklasse und dichtet eine Inschrift für die Turnerfahne. Wie soll er sich fassen? Das Nächstliegende ist ihm zu gewöhnlich:

Frisch, frei, froh, fromm!
Das ist der Turngemein Willkomm.

Das steht schließlich auf jeder Turnerfahne. Wärs nicht besser:

Frisch, fromm, frei, froh!
Die Turnerschaft begrüßt sich so.

Oder noch kräftiger und anschaulicher:

Frisch, froh, fromm und frei!
So gedeiht die Turnerei.

Oder endlich. — Ja das ist am apartesten und schwungvollsten:

Froh, fromm, frei, frisch!
Vierfacher Strahl, uns nie erlisch!

So macht uns der Dichter mit den Freuden und Sorgen dieser „Quäcker" vertraut, und es wird uns im Lauf der Erzählung, als wären wir seiner Zeit auch in Quäcke gewesen und hätten das große Turnfest mitgefeiert.

Die harmlose stillvergnügte, gemütvolle Kleinmalerei herrscht auch in einer späteren Novelle Steinhausens vor: Die neue Bizarde (Wittenberg, Herrosé), während in seinen anderen Schriften meist noch ein weiteres Element hinzutritt, die Satire.

Steinhausen schwimmt nicht mit dem Strom der modernen Kulturbegeisterung. Er sieht im Leben der Gegenwart schwere Schäden: die Aeußerlichkeit, die Ruhmredigkeit, die selbstgefällige Wichtigtuerei, die Gemütsverödung, den Geldgeist. All dieses Unwesen versteht er mit feiner Ironie zu entlarven und zu brandmarken. 1882 erschienen drei Novellen von ihm in einem Band: Gevatter Tod, Im Armenhause, Mr. Bob Jenkins Abenteuer (E. Finckh, Basel, 6, geb. 7,20 Mark). Besonders die letzte dieser drei Novellen ist reich an Seitenhieben auf die geschwollene Vereinsmeierei, auf den anmaßlichen Geschäftsgeist, auf die sensationelle Litteraturmacherei in der Gegenwart. Aehnliche Tendenz hat die Novelle: Herr Moffs kauft ein Buch (Pasch, Berlin).

Herr Moffs gehört zu den Deutschen, die ausgenommen natürlich die Hauptbücher, Kladden, Strazzen usw. das ganze Jahr hindurch kein einziges Buch kaufen und also, was finanzielle Enthaltsamkeit in literarischer Hinsicht betrifft, jenem weit verbreiteten, ächt germanischen Idealismus huldigen, der Dichter und Denker in viel zu hohem Lichte sieht, um die edlen Gaben ihres Hirns und Herzens für schnöden Mammon zu erstehen wie andere Marktware. Nur einmal im Jahr läßt sich Herr Moffs auf einen Buchkauf ein, nämlich zur Weihnachtszeit, jedesmal am Tage vor dem Weihnachtsabend, weder früher noch später; denn er ist in allem pünktlich und liebt die Regel ohne Ausnahme.

Bedeutender als diese Zwischengerichte ist das nächste Buch Steinhausens: Der Korrektor, Szenen aus dem Schattenspiel des Lebens. (L. Ungelenk, Dresden, 1,50 Mk.) Die Hauptgestalt der Erzählung ist ein armer Korrektor, der Schweres erlebt, aber sich ein Herz voll Liebe und Gottergebung bewahrt hat. Er gehört zu den feinsten, ansprechendsten Gestalten in Steinhausens Dichtungen. Der Grundgedanke, der durch das Buch hindurchgeht, ist in den folgenden Worten ausgesprochen:

O ihr Wissensfanatiker, aus dem Scheiterhaufen all eurer erbarmungslosen Schlußfolgerungen, auf denen ihr so leichtmütig alle Flugwerkzeuge und Stützen des frommen Glaubens verbrannt, sprüht doch kein Funken hervor, das frierende Herz zu erwärmen oder in das ins Dunkel gewiesene einen Schimmer der Hoffnung zu werfen!

Dieser Gedanke wird dadurch noch besonders veranschaulicht, daß dem Korrektor und seiner inneren Welt eine Reihe von Typen der modernen kulturseligen Welt, besonders ein materialistischer Gelehrter gegenüber gestellt werden. Auch hier fehlt es nicht an scharfer Satire, aber im Vordergrund bleibt doch die Gestalt des Korrektors. Wir lernen ihn und den ganzen Ton des Buches am besten kennen, wenn wir hören, wie er in seiner Kindheit Geburtstag feierte:

Ein Heliotrop wars, den mir zum Geburtstag jedes Jahr meine Patin gezogen hatte hinter den Eisenstäben am kleinen Fenster in der Pförtnerwohnung. Schon manche Woche vorher durfte ich den Blumentopf bewundern, wie er neben der Nelke und der Wachsblume und der Fuchsia stand (o, ich sehe alle die Pfleglinge der alten Frau noch vor mir) und knospete. Aber immer heute war er in die Stube gekommen und stand auf dem Tische, und daneben der kleine Kuchen, zu dem ich selbst die aufgehobenen Pflaumensteine gesprengt hatte, daß ihre Kerne statt der Mandeln dienten. O, wenn ich ihr dann das Holz herzutragen durfte für den Kaffee, und die Herdflamme flackerte und züngelte unterm Dreifuß, während sie geschäftig ab und zu ging und setzte die Tassen hin, für mich eine mit 'nem Goldrand, und auch der Zucker durfte nicht fehlen, den sie sich wohl durchs ganze Jahr nicht gönnte. Wenn wir dann den Kuchen verzehrten, zu dem sie das Mehl für Weizenkörner aus aufgelesenen Aehren vom Stoppelfeld eingetauscht hatte, und ich saß nahe, ganz nahe neben ihr, dann stand der Heliotrop mit den zartblauen Blüten und dem süßen Dufte vor uns. Wie gern hört ich ihr zu, wenn sie dann erzählte von ihrer Jugend und wie Alles sonst anders gewesen wäre in der Welt. Sie fing dann auch wohl von meiner Mutter an, von der ich kaum ein ganz dunkles Erinnerungsbild in meiner Seele bewahrte; denn sie war in der ersten Dämmerung meines Lebensmorgens gestorben. „Sie hatte gar ein fröhlich Gemüt", sprach sie dann wohl, „deine Mutter, da sie jung war, aber sie war zu weich, gar zu weich und zog sich Alles zu tief zu Herzen. Zwar die Welt scheint jetzt ein glätter Angesicht zu haben, und sanftere Sitten, aber s'kommt mir so vor, als wär sie im Herzen noch ebenso hart, ja härter denn zuvor." Darauf fühlt ich wohl ihre dürre Hand auf meinem Scheitel, als bedürft ich auch eines Schutzes und sie wollt ihn mir zuwenden. Hernach mußt ich die alte Postille vom Sims langen und ein Gebet lesen, das da hinten zu finden war unter der Ueberschrift: „Ein Christ lobt Gott am wiederorlebten Geburtstag." Und ich konnte oft unterm Lesen nicht weiter vor Rührung darüber, daß all diese Worte, die so feierlich

klangen, von mir geschrieben waren und immer lange vor dem Amen geriet ich ins Schluchzen. Da hört ich sie wohl murmeln: Grad so war seine Mutter! Aber wenn sie darauf mit mir anhub: „Sollt ich meinem Gott nicht singen“ — ach, dann jauchzte unter den Tönen meine Seele wieder auf, und wenn die Wintersonne schien, so sang wohl auch der Zeisig mit über den Blumen im Fenster, die Sperlinge draußen zwitscherten und die Tropfen vom tauenden Schnee klangen auf die Gitterstäbe.

Unter den humoristischen Werken Steinhausens steht seine „Spießhagener Geschichte“: Heinrich Zwiesels Aengste weitaus oben an. (Berlin, Grote 1899. Geb. 5 Mk.) Was Zeislein verheißen hat, ist hier erfüllt. Welche Fülle von originellen Gestalten! Zuerst Zwiesel selbst der ängstliche gutherzige Buchbinder, der sich von aller Welt, zumeist von seiner Gattin Joconda geb. Haudremont einschüchtern läßt. Herr Großtorkel, der industrielle Hochstapler mit den sozialen Redensarten, Kommissionär Nekeler, der Vertreter der Spießhagener Presse, Nakelbaum, der mit Leichensteinen hausiert und ein unglaublich verschrobenes Deutsch spricht. Und dann die Ortsgewaltigen alle. Originell ist auch die Handlung, spannend und fesselnd durchgeführt und originell ist vor Allem die behagliche Heiterkeit, mit der das ganze barocke Spießhagener Treiben geschildert wird. Spießhagen ist ja im Grund nichts anderes als ein Schilda der modernen Welt, in dem alle Schwächen unserer Zeit in seltsamer Spiegelung wiederkehren. Da ist das Jubiläums- und Denkmalswesen der Gegenwart verkörpert im Verein für notwendige Denkmalsetzung. Das Kapitel, das uns in die Sitzung dieses Vereins führt, gehört zu dem Feinsten, was deutscher Humor in neuerer Zeit geschaffen hat. Da ist die Szene, wie Zwiesel vor dem Standesamt eine Todesanzeige macht. Wie köstlich ist da bureaukratische Breitspurigkeit und Ruppigkeit gezeichnet. Prächtig in ihrer würdevollen Phraseologie sind auch die literarischen Gutachten über zwei zu einer Preisbewerbung vorgelegte Gedichte, oder die Erzählung von der schließlichen Entlarvung Großtorkels. Dabei welche Fülle von Nebenmotiven, von geistvollen Seitenblicken, von stimmungsvollen Schilderungen. In seinen unbedeutenderen Werken kann Steinhausen hin und wieder fehlgreifen in der Wahl seiner Motive: die reichen Vettern und Gönner und die vermißten Testamente tauchen da oft zu unvermittelt auf. Im Zwiesel ist Alles sorgfältig verknüpft, gut begründet und auf den Ton des Ganzen gestimmt.

In der Gegenwart sind die Schriftsteller nicht selten, die nach allen aktuellen Problemen angeln, um sie in ihr Fischwasser zu verpflanzen. Sie haben dabei meist ein großes und andächtiges Publikum. Steinhausen steht dem modernen Leben kritisch gegenüber. Er will nicht, daß wir das Alte um seiner Enge willen verachten. Die Biedermeierzeit, die uns so komisch vorkommt, hatte in Vielem mehr Stil und Gehalt als die lärmende Gegenwart. Es ist verblüffend, wie Steinhausen da und dort in seinen Werken Wahrheiten ausspricht, die man sich vielfach erst wieder neu erringen mußte in unseren Tagen. Ein großer Teil der Gedanken, die in der Linie der künstlerischen Kultur, des Heimatschutzes ꝛc. liegen, sind von ihm längst vertreten worden. Und wem seine Korrektoren und Kollaboratoren, seine Buchbinder, Schildmaler und Lumpensammler als eine allzu unbedeutende Gesellschaft erscheinen wollte, der sei an Jean Paul und Raabe erinnert. Uebrigens steckt in diesen Gestalten viel mehr Leben als in den „neuen Männern“ und „neuen Weibern“, die in zahlreichen modernen Dichtungen ihr verworrenes, problematisches Wesen treiben; und schließlich ist es ein wahres Wort, wenn Raabe einmal sagt: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum.“

Th Klaiber

Eindrücke unter den Unitariern

1

Die unitarische Kirchengemeinschaft von Großbritannien hält jährlich einmal, und zwar in der Pfingstwoche, eine allgemeine Konferenz in London ab, zu der auch Unitarier anderer Länder sich einfinden. Ich habe an ihren Versammlungen vom 5. bis 8. Juni ds. Js. nach Möglichkeit teilgenommen und dabei eine Reihe von Eindrücken empfangen, die ich gern weiterhin mitteilen möchte.

Eine allgemeine Kenntnis dessen, was die Unitarier sind und wollen, muß ich bei meinen Lesern voraussetzen. Für Diejenigen, welche keine klare Vorstellung mit dem Namen verbinden, sei kurz Folgendes bemerkt.

Die Unitarier führen ihren Namen von ihrer Gegnerschaft gegen die Trinitätslehre. Sie lehnen das Dogma von einem dreieinigen Gotte ab, stellen sich fest auf den Boden des Glaubens an Einen einheitlichen Gott und legen auf Spekulationen über das „Wesen“ Jesu Christi kein Gewicht, während sie vielmehr ein Leben und Arbeiten im Geiste Jesu Christi betonen. Im Uebrigen vereinigen sie in ihrer Gemeinschaft vielerlei verschiedene Schattierungen theologischer Auffassung, welche alle von dem Hauptcharakterzug durchdrungen sind, der modernen Wissenschaft auf allen Gebieten völlig und ehrlich Raum und Gehör zu geben. Die Verbreitungsgebiete der Unitarier sind besonders England und Nordamerika. Unter ihren führenden Persönlichkeiten sind aus früherer Zeit Channing (1780—1842) und Parker (1810—1860), aus neueren Tagen James Martineau (1805—1900) zu erwähnen. Es ist bezeichnend für die Geistesrichtung der Unitarier, daß unter den Begründern der Richtung Joseph Priestley (1733—1806), einer der hervorragendsten Chemiker und Physiker des achtzehnten Jahrhunderts, der Entdecker des Sauerstoffs, gewesen ist. Die Unitarier haben harte Verfolgungen durchmachen müssen. Noch bis 1813 waren sie in England (nach der „Toleranz“akte von 1689) durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts etwa leben sie wenigstens äußerlich unangefochten.

Die diesjährige Versammlung (Anniversary Meetings 1906 of the British and Foreign Unitarian Association) machte den Gesamteindruck einer warmen Gemeinsamkeit und eifriger Arbeit. Die Zahl der Teilnehmer betrug über tausend, unter ihnen nicht wenige Amerikaner, auch einige Vertreter verwandter Richtungen aus Frankreich, Holland, Deutschland und Indien. Zwischen den größeren allgemeinen Versammlungen fanden eine Menge engerer Besprechungen statt, bei denen besondre Angelegenheiten der Gemeinden und Geistlichen, Sonntagsschulen, Temperenz, Geschäftsorganisation, soziale Fragen und dergleichen zur Verhandlung kamen. Die Zahl der Meetings und der verhandelten Stoffe war überraschend groß.

Hervorragend unter den sonstigen Veranstaltungen war die Essex Hall Lecture am Abend des 5. Juni. Die Essex Hall ist der Mittelpunkt des unitarischen Lebens in London. Sie liegt sehr praktisch, zentral und doch ruhig genug, in einer der schmalen Seitenstraßen von Fleetstreet, jener lebhaften Verkehrsader der City. In der Haupthalle der Essex Hall hielt ein amerikanischer Geistlicher eine Vorlesung über The Making of Religion. Solch eine Vorlesung von einem bedeutenden Geistlichen oder Gelehrten der Unitarier wird jedesmal auf Grund einer Stiftung bei der Zusammenkunft der Pfingstwoche gehalten. Die Halle war gedrängt voll. Der diesjährige Lektor, Geistlicher einer unitarischen Gemeinde in Amerika, hielt sich gerade einige Zeit in England auf in Folge eines sehr nützlichen und gescheiten Abkommens, das eben jetzt unter den Unitariern mehr gepflegt werden soll, daß nämlich ein Pastor in Amerika und einer in England für eine Reihe von Monaten sich gegenseitig vertreten und dadurch sowohl eine erholsame Reise wie eine auffrischende Tätigkeit in neuen und doch nicht ganz ungewohnten Verhältnissen gewinnen. Auch den Gemeinden ist die Abwechslung wohl nicht nachteilig. Es ist etwas wie der deutsch-amerikanische Professorenaustausch. D. Crothers sprach sehr geschickt und fesselnd. Er betonte vor Allem, daß man, um das Wesen einer Religion, insbesondere des Christentums, zu verstehen, nicht einseitig zurückblicken dürfe auf die Anfänge der Religion, sondern daß diese zu jeder Zeit als etwas Lebendiges an ihrer eigenen Existenz geprüft werden müsse, an dem momentanen Werden, das sich in ihr aufweisen

lasse. Aus dem Leben des Christentums wies der Redner für die Gegenwart besonders auf die zwei Momente hin, daß der Sinn für Wahrheit, die Hingebung an Erforschung der Wahrheit einerseits, die Pflicht sozialer Arbeit, eines gemeinsamen Aufsteigens der Menschheit in allen Klassen und Völkern andrerseits sich als integrierende Züge modernen Christentums kundzugeben anfingen. Den religiösen Charakter in der Ehrfurcht vor der Wahrheit sowie in dem „demokratischen“ Empfinden unserer Zeit wies der Redende sehr eindringlich nach.

Ein anderer interessanter Vortrag wurde am Vormittag des 7. in derselben Halle von Fräulein Gertrud von Petzold gehalten: Frauendienst in der alten Kirche und seine heutige Berechtigung. Diese Dame ist Predigerin an einer unitarischen Gemeinde und zur Zeit in Europa wohl die einzige, welche als weibliche Kraft den Beruf eines Geistlichen erfüllt. Ihre Gemeinde ist in Leicester. Die Unitarier haben es gewissenhaft gewagt, diese neue Bahn zu betreten und einer Frau die Ausübung geistlicher Amtspflichten zu übertragen, und sie sind, wie öffentlich ausgesprochen wurde, bisher mit dem Resultat nicht nur sehr zufrieden, sondern versprechen sich noch viel für die Zukunft von diesem Beispiele. In der Tat legte der Vortrag sowohl von den Studien wie von der rednerischen Begabung dieser Pastorin, deren sympathische Persönlichkeit unwillkürlich die Herzen gewinnt, ein sehr günstiges Zeugnis ab. Vielen Freunden der Christlichen Welt wird übrigens Fräulein v. Petzold von unserer Versammlung in Goslar her (1905) sowie durch sonstige Berührungen keine Unbekannte sein.

2

Unter den verschiedenen Eindrücken, die ich im Verkehr mit den Unitariern während dieser Tage erhielt, waren zwei besonders bleibend. Das waren die Eindrücke der Warmherzigkeit ihres Glaubens und der geschickten Organisation.

Wo ich mit sogenanntem liberalem, wissenschaftlich orientiertem Christentum in Berührung komme, da mache ich mich, zumal wenn es sich um Korporationen, öffentliche Versammlungen und dergleichen handelt, darauf gefaßt, einer kühlen, vorwiegend kritischen, aggressiven Grundstimmung zu begegnen. Kälte und Kritik gehen Hand in Hand. Wo eine Richtung mit Kritik, mit Kampf gegen nicht anzuerkennende Irrtümer einsetzt, da bleibt ihr auch leicht der Zug, daß nur in der Negation die Energie hervortritt, daß ihre Schlagwörter negativ sind oder nur in ihrer negativen Bedeutung wirken. Die Wärme der Vertiefung in den eigenen positiven Besitz fehlt. So habe ich es wenigstens oft beobachtet. Bei diesen Unitariern war es anders. Man spürte Warmherzigkeit, die aus echtem Leben in positiven Idealen entstanden war. Die Redner sprachen in echter, ungekünstelter Bewegung, wo sie die Tiefen anrührten, und zwar bewegt von positiven Aufgaben und Arbeiten. Auch die Hörer, die in echt englisch-amerikanischer Weise mit lebhaften Zwischenrufen und Stimmungsäußerungen den Redner begleiteten, waren warmherzig. Besonders schön fiel mir der warme, innige Ton in einer Andacht auf, der ich beiwohnte. Hier war eine herzlich christliche Frömmigkeit, ohne alle Anleihen an fernliegende Dogmatik, und doch so menschlich innig. Mit Recht führte der die Andacht leitende Geistliche (Rev. W. Ch. Pope) die Gedanken seiner Hörer direkt auf den Punkt, der bei wahrem Christentum von eignem Gehalt immer vornan stehen muß: Erreichen wir mit unserm Christentum Etwas in der einfach-schweren Wirklichkeit des Daseins? Bringt es uns selbst vorwärts? Gibt es uns mehr Kraft, mehr Sicherheit, mehr Freudigkeit? Die Art der kurzen Betrachtung hatte Etwas an sich, wovon ich mir unwillkürlich sagen mußte, daß es (wenn auch im Verhältnis schwach) ein Widerschein der Art sei, wie Jesus Christus Menschen von heute zu Herz und Gewissen reden würde.

Für diese Andacht war ein Heft mit 59 Gesängen auf den Plätzen verteilt, Hymns of the Liberal Faith. Ich blätterte nachdenklich darin und nahm es dann mit nach Haus. Das Bedürfnis eines guten für dogmatisch frei gerichtete Gemeinden geeigneten Gesangbuches habe ich oft empfunden. Grade in letzter Woche hatte ich mir durch Freundeshand das Gesangbuch der freireligiösen Gemeinde in Breslau besorgen lassen, um an ihm zu prüfen, was man etwa in der Hinsicht besitze. Welch eine Enttäuschung waren diese „Lieder zur Erbauung für freireligiöse Gemeinden“ mir gewesen, und in welch einem Gegensatz zu ihnen standen diese Hymnen der Unitarier! Wie einförmig ist der Gedankenkreis dort, größtenteils ausgedrückt mit Worten, die uns heute wie eine Phrase vorkommen:

Licht und Wahrheit in der Hütte,
Licht und Wahrheit im Palast,
Licht in Geist und Herz und Sitte,
Lauter Wahrheit, ohne Rast:
Strebt dies Ziel des Heiles an,
Wirke Jeder, was er kann,
In der Nähe, in der Ferne,
Dann sehn heller uns die Sterne!

Oder

Wo alle Schranken niederfallen
Und Priesterhaß kein Feuer schürt,
Wo zu der Wahrheit lichten Hallen
Ein Mensch den andern liebend führt...

Oder

Erhaben sei des Menschen Tat,
Der Taten Glorienschein
Umgibt den, der dem Ziele naht,
Ein wahrer Mensch zu sein —

dabei das Meiste ganz gewöhnliche Reimerei ohne einen Funken von Dichtergeist. Und dem gegenüber die Herzenswärme und das Gottinnige jener englischen Lieder, die ich nicht zu übersetzen wage, von denen ich aber ein paar Reihen, ganz durchschnittliche, für die des Englischen Kundigen hersetzen möchte:

With happy voices ringing
Thy children, Lord, appear
Their joyous praises bringing
In anthems sweet and clear.
For skies of golden splendour
For azure rolling sea,
For blossoms sweet and tender,
O Lord, we worship Thee.

Es war der erste Vers des Schlußliedes, das wir sangen, nach unsrer schönen deutschen Melodie: Wie soll ich dich empfangen! Oder ein anderes:

Lead, kindliy light! amid the encircling gloom
Lead thou me on!
The night is dark, and I am far from home, —
Lead thou me on!
Keep thou my feet: I do not ask to see
The distant scene — one step enough for me.

Der anderer hervorstechende Eindruck, den ich hatte, war der einer prachtvollen Organisation.

Ich kann ja freilich nur über das organisatorische Geschick, soweit es sich in den Anordnungen dieser Versammlungswoche kundgab, aus eigener Anschauung reden. Wenn das dabei Beobachtete aber typisch ist, so müssen die Unitarier überhaupt eine gute Organisationsgabe besitzen. Die Verhandlungen waren vortrefflich vorbereitet. Insbesondere waren die Teilnehmer durch eine Menge von gedruckten Mitteilungen, die ihnen vorher zugingen, über alles Aeußerliche und Innere vorzüglich informiert. Vor mir liegen etwa zehn verschiedene Papiere zur Orientierung. Da bekam man außer den Einlaßkarten zu den einzelnen Versammlungen, die privater Natur waren, einen Jahresbericht (den 81.) von 24 Seiten, der über die Tätigkeit und die Beziehungen der Unitarier, über verstorbene Mitglieder, Finanzen u. A. Auskunft gab. Man erhielt ferner die neun Resolutionen, über welche in der geschäftlichen Hauptversammlung des 6. Juni verhandelt werden sollte. Man erhielt ein Heftchen, in welchem alle Veranstaltungen der vier Tage in klarer Uebersicht zusammengestellt waren, nicht ohne daß den fremden Gästen ausführliche Winke über Hotels und Wohnungen, teurere und billigere, gegeben wurden. Für die auswärtigen Besucher waren von Montag an allerlei Gelegenheiten arrangiert, Sehenswürdigkeiten von London in Freistunden unter Führung zu besuchen. Ein Lese- und Schreibezimmer sowie eine Bücherei stand zu freier Verfügung. Den Teilnehmern am Essen des 6. Juni wurde eine Liste der erwarteten An-

sprachen nach der Mahlzeit, sowie ein „Tischplan“ zugeschickt, auf dem man nicht nur genau seinen eignen Platz, sondern auch Angabe darüber, wen man in der nächsten Entfernung zu Nachbarn hatte, sowie ein Gesamtverzeichnis aller Tischgäste fand. Diese und andere sehr geschickte Vorbereitungen waren vor Allem das Werk des unermüdlichen, stets freundlichen und hilfsbereiten Sekretärs, des Rev. W. Copeland Bowie. Ich äußerte ihm meine Anerkennung über diese äußeren Arrangements und meinte, sie müßten viel Arbeit gekostet haben. Nun, erwiderte er lächelnd, dafür wird anderseits Vielen eine Menge Arbeit erspart.

Einer der Redner definierte, als er über Organisationsfragen sprach, den Begriff der Organisation dahin: sie sei eine Summe von Einrichtungen, durch welche man die für einen bestimmten Zweck in Menschen ruhende Energie herauslocke und zur Tätigkeit bringe; darum dürfe organisatorische Arbeit nicht aufhören, bis man überzeugt sei, daß auch der letzte Funke schlummernder Energie angefacht sei. Man müsse sich immer wieder fragen: Lebt etwa noch in irgend welchen Leuten ein Interesse für diese Sache, das noch nicht geweckt, noch nicht gewonnen ist? Ließe sich in den Leuten, die bereits gewonnen sind, die Aktivität noch irgendwie steigern? Und wo derartige Fragen zu bejahen seien, da sei es Sache geschickter Organisation, die Kraft bis zum letzten Quentchen hervorzuziehen. Gewiß! Und wie unendlich viel kann Organisation in solcher Hinsicht tun! Wie viel muß sie tun! Es ist irrig, daß eine große Idee, eine gute Sache „durch sich selbst“ wirken. Sie tun das nur in sehr beschränktem Maße und verfallen bald dem Stillstand nach dem Gesetz der Trägheit, wenn nicht eine emsige und kluge Organisation mit Feuereifer am Werke ist.

Lebendige von der Kritik freigewordene Frömmigkeit und kluge, eifrige Organisationsarbeit sind zwei Gaben, die ich von ganzem Herzen unserem freien Protestantismus in Deutschland wünschte. Er bedarf ihrer nach meinem Urteil noch ganz außerordentlich, wenn er vorwärts kommen soll. In diesem Sinne meinte ich es, wenn ich unsern unitarischen Freunden aussprach, daß ich auf ein tieferes Verständnis und eine nähere Berührung zwischen den Unitariern und der modern orientierten Richtung des deutschen Protestantismus hoffe.

Heinrich Hackmann

Rede, gehalten in der Frankfurter Protestversammlung wider die russischen Judenmetzeleien

am 4. Juli

H. V. Unser verehrter Vorsitzender kann mir bezeugen, daß ich auf die erhaltene Einladung, heute hier zu sprechen, zuerst entschlossen war abzulehnen. Dringender Berufsgeschäfte halber. Aber bei längerem Nachdenken wurden es mir zur Pflicht, dennoch zu kommen. Und ich würde gekommen sein, auch wenn ich nicht der hocherfreulichen Tatsache gegenüberstände, daß Männer aller Parteien sich zu dieser Kundgebung zusammengeschlossen haben, ich würde gekommen sein, auch wenn nur Eine Partei mich gerufen hätte. Nicht als ob ich Ihnen mit einer besondern Kenntnis der Vorgänge, die uns beunruhigen, dienen könnte: ich weiß, was ich weiß, aus den Zeitungen wie Sie. Auch habe ich kein besonderes Pathos erschütternder Beredsamkeit in die Wagschale zu werfen — wie es denn hier keiner Künste bedarf. Nein es treibt mich, bei dieser Gelegenheit ein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, das vielleicht gerade ich zum Ausdruck bringen soll, als einer, der von auswärts zu Ihnen kommt wie im Namen von Tausenden und Millionen, die hinter ihm stehen.

M. v. Z. Die erschlagen wurden, sind Juden, und die sie erschlugen, sind Christen. Das wird von Ihnen, meine jüdischen Mitbürger, heute nicht gesagt werden. Aber gedacht haben Sie es schon alle, und zu einander gesagt — wie oft! Heute und an diesem Orte muß es auch gesagt werden, und kann nur gesagt werden von Unsereinem. Mag es noch so schwer fallen. Denn freilich, es will einem fast die Stimme versagen vor Scham!

Hat denn umsonst der Herr und Meister der Christenheit aus dem Alten Testament dies als das vornehmste und größeste Gebot emporgehoben: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst? Hat er umsonst den Seinen das Gebot erklärt „Du sollst nicht töten“ — daß sie nicht einmal zürnen sollen, vielmehr sogar lieben ihre Feinde? Wir wissen gut, welch hohes Ideal das ist, und wie weit wir davon entfernt sind auch bei uns zu Lande es zu erreichen: aber die Kluft, die zwischen diesem klaren Jesuswillen und dem Gebahren der Christen in Rußland uns entgegenstarrt, — ist zu groß! Entsetzen ergreift uns, wenn wir von diesen Greueln hören, als Menschen, Scham und Schande als Christen. Wenn Juden die Schreckensnachrichten lesen, da klagen sie über die Erschlagenen ihres Volkes; wenn wir Christen — dann fällt uns schwer auf die Seele diese Ohnmacht unserer Religion, die neue Blutschuld, die eine christliche Kirche auf sich lädt. Denn der russische Staat, das russische Volk ist die russische Kirche. Man kann da nicht scheiden. Ein wundersames Gebilde diese orthodoxe Kirche des Zarenreichs mit ihren 100 Millionen Bekennern, scheinbar erstarrt in uralten Ueberlieferungen des Kultus und der Sitte, und doch noch immer lebendig in beneidenswerter Volkstümlichkeit; einen Tolstoi hat sie hervorgebracht — und das schwarze Hundert, diese Duma — und diesen Pogrom, die organisierte, sanktionierte Judenverfolgung des zwanzigsten Jahrhunderts!

Die erschlagen werden, sind Juden, und die sie erschlagen, sind Christen.

Es ist ja wahr, daß in der Krisis, die über das russische Reich gekommen ist, noch andere Greuel sich abspielen. Mit blutendem Herzen sind wir Zuschauer der harten und fast hoffnungslosen Leiden, die unsre deutschen Brüder, die Balten, betroffen haben. Im Kaukasus wüten Armenier und Tartaren wider einander. Wo man hinsieht, hat es Zerstörung gegeben und Blutvergießen. Aber die Geschichte hat uns gewöhnt an diese furchtbaren Begleiterscheinungen großer Umwälzungen, und wir verstehen sie einigermaßen aus den entfesselten elementaren Leidenschaften der Völker. Aber wenn schon sonst die Machthaber in Rußland gegründetem Verdacht verfallen, daß sie, statt Ordnung zu schaffen, hetzen und schüren, damit der Aderlaß an den Untertanen ihrem Interesse zu gute komme: so offenbar wie in den Judenmetzeleien sehen wir nirgend die Hand von oben am Werk. Wir kennen ja das System, seit den Massacres in der armenischen Türkei. Zur bestimmten Stunde auf das gegebene Zeichen beginnt das Morden, und zur bestimmten Stunde auf das gegebene Zeichen endet das Morden. Es ist garnicht der vulkanische Ausbruch verhaltener Volksleidenschaft, die endlich sich Luft machen muß: mitten im Frieden, künstlich vorbereitet, nicht aus der Unordnung sondern aus der bestehenden Ordnung heraus ergeht der tagelange Schrecken über die erwählten Opfer. Damals waren es Türken, Muhammedaner, die so handelten, und wir erinnerten uns, wie die Aussaat dieser Religion von ihren ersten Anfängen her mit Blut gedüngt gewesen. Jetzt ist das System von Christen getragen, unter dem Segen von Kreuzen und Heiligenbildern wo möglich . . .

Und auch das kann uns nicht trösten, wenn die Schuldfrage aufgeworfen wird und rasch beantwortet zu Ungunsten der Verfolgten. Ich bezweifle ja gar nicht, daß in jenem Völkergemisch ein jedes Volk seine Schuld hat. Alte Schuld, durch Jahrhunderte gehäufte Schuld. Auch die russischen Juden werden davon ihr voll gerüttelt Maß auf sich geladen haben. Aber ist das nun der Weg, zu sühnen, zu züchtigen und einen besseren Zustand aufzurichten? — Und die neue Schuld? Es geht durch alle Zeitungen, daß vornehmlich Juden die Träger seien der revolutionären Bewegung in Rußland, und nicht Wenige sind geneigt, ihnen daraus einen schweren Vorhalt zu machen. Ich gestehe, daß diese Tatsache niemals den geringsten Eindruck auf mich gemacht hat. Denn einmal liegt es am Tage, daß die russische Revolution zur Genüge auch von Christen getragen ist. Aber noch viel mehr fällt das Andre ins Gewicht: wenn wir unter denselben Rechtsverhältnissen lebten

wie die Juden in Rußland, wären wir alle Revolutionäre! Und wenn die Methoden dieser Revolution, das Bombenwerfen und all der oft so sinnlose Terrorismus uns anwidern: kann denn das ganze Sündenregister auf dieser Seite, können derlei Tatsachen und Erwägungen auch nur im Mindesten den sittlichen Bankerott verschleiern und entschuldigen, dem diese russische Kirche und dieser russische Staat verfallen ist? Kann all die Juden-Schuld uns Christen das Gewissen entlasten? Kann sie uns hinweghelfen über das Aergernis, daß das Haupt eines solchen Staates eine Haager Friedenskonferenz beruft und wie ein Berufener sich an die Spitze einer Kulturbewegung stellt? Wir respektieren gerne politische Notwendigkeiten, aber heute der russische Zar in dieser Rolle — das ist ein schwer erträgliches Schauspiel, und daß die anderen Staaten gute Miene dazu machen, eine arge Heuchelei.

Was soll daraus werden? Wird das russische Volk mit seinem Staat und seiner Kirche sich noch aufraffen zu wahrer innerer Reform? Oder wird Alles noch einmal zusammenbrechen, gründlicher als voriges Jahr? Und was dann? Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Aber wenn Rußland sich innerlich erneuern soll, so wird das nicht möglich sein, ohne innere Erneuerung der russischen Kirche, und uns ist bange, ob sie dieser Reform fähig ist.

So kehrt der Blick immer wieder ungetröstet zurück an die Stätten der Verwüstung und des Mordes. Es ist nicht lange her, daß wir alle im Tiefsten erschüttert wurden durch das Erdbeben von San Franzisko. Aber, m. v. Z., hundert Tote in Bjelostok sind schlimmer als tausende in San Franzisko. Der Philosoph Kant hat einmal in ergreifenden Worten seine tiefe Ehrfurcht bekannt vor zwei Dingen in der Welt: vor dem bestirnten Himmel über uns und vor dem moralischen Gesetz in uns. Er hat in dem Sternenhimmel die unverbrüchliche Ordnung des Naturzusammenhangs bewundert, in dem wir drinstehen, und er hat das getan, obschon er die furchtbare zerstörende Gewalt eines Erdbebens wohl kannte: er kannte sie sogar ganz genau, naturwissenschaftlich ebenso wie nach ihren Konsequenzen für die Weltanschauung. Es war ihm eben recht, daß all dieser unerbittliche Naturzusammenhang, in dem wir uns finden, die Wichtigkeit vernichtet, in der wir Menschen uns so leicht überheben. Aber um so lieber schaut er dann doch auf das moralische Gesetz in uns, das die wahre Würde der Menschheit offenbart, erhaben über die Tierheit und über die ganze Sinnenwelt. Ja, m. v. Z., wo bleibt nun angesichts solcher Vorgänge der Menschheit Würde? Wo bleibt unser Glaube an unsere sittliche Bestimmung? an den endlichen Sieg des Guten?

Es bleibt nur übrig: entweder sein Haupt verhüllen — und am liebsten Nichts mehr sehen und hören. Oder laut aufschreien in Scham und Entrüstung. Zu einem solchen lauten Aufschrei lassen Sie uns unsere Stimme erheben. Und mit hineinlegen eine tiefe heilige Sehnsucht, daß endlich sich das Wort des Propheten erfülle von einer Zeit, wo Wolf und Lamm mit einander weiden und das Land voll ist von Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedecket. Ists uns ernst mit solch heiliger Sehnsucht, dann weckt sie wohl noch einmal das Echo heiliger Tat. R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Es geht uns ein Aufruf zu, der um Gaben für ein Paul-Gerhardt-Haus wirbt, das zum dreihundertsten Geburtstag Paul Gerhardts in Gräfenhainichen errichtet werden soll. Schon im Begriff, den Aufruf selbstverständlich abzudrucken, bemerken wir die Einseitigkeit, mit der die Unterschriften dazu gesammelt sind, und halten ihn noch zurück. Nach dieser einseitigen Auswahl der Namen — denn die politischen und kirchlichen Würdenträger, die man klüglich nicht umgangen hat, kommen nicht in Betracht — handelt es sich um ein Gemeinschaftshaus engster Observanz. Wir haben gar nichts dagegen, wenn ein solches errichtet wird, und haben uns gern einst für das in Lichtenrade interessiert. Aber wir halten es nicht für recht, daß man den Charakter des Unternehmens verdeckt und sich so an die weiteste Oeffentlichkeit wendet, wie wenn es ein von weitester Gesinnung getragenes Unternehmen wäre. Will man Etwas schaffen im Geiste exklusiver Frömmigkeit, dann soll man nicht Geld machen wie die Kinder der Welt. Wir sind dennoch gern bereit, dies Gemeinschaftshaus in Paul Gerhardts Geburtsort zu unterstützen, wenn wir erst größere Klarheit darüber haben, und auch darüber, ob dies die einzige Ehrung ist, die man in der Heimat des Sängers vorbereitet. Daß Paul Gerhardt ein Pietist gewesen und darum sein Gedächtnis den pietistischen Kreisen vornehmlich gehöre, wird Niemand behaupten können.

Ein Rückblick auf den Verlauf des Dreyfus-Handels, wie er sich seit September 1894 bis heute abgespielt hat, gehört doch mit zu dem Lehrreichsten und Ergreifendsten, was die Geschichte der letzten Jahre gebracht hat. Den moralischen Höhepunkt des Dramas bildet Zolas Brief J'accuse vom 13. Januar 1898. Wie groß steht dies Dokument heute da, wie rein inmitten von so viel Schwachheit, Tücke und leidenschaftlicher Verlogenheit! R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Königsberg i. Pr. Montag 23. Juli 4 Uhr Theaterrestaurant: Was ist Wahrheit? Pfarrer Dallwig.

Potsdam

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober:

Unsre Aufgabe. Professor Herrmann aus Marburg.

Die Grenzen der Lehrfreiheit. Professor Baumgarten aus Kiel, Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Näheres über Ort, Zeit und über die Verteilung der Tagesordnung später.

Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" voraussichtlich Mittwoch den 3. Oktober Vormittags.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 16 der Mitteilungen ist versandt.

Freunde evangelischer Freiheit

Coblenz. Dienstag 24. Juli 8¼ Uhr im Hotel Rheinhof zu **Pfaffendorf.** 3. Diskussionsabend im Anschluß an den am gleichen Tage 6 Uhr in der Aula der Hildaschule zu Coblenz stattfindenden öffentlichen Vortrag von Fräulein Oberlehrerin Marie Martin aus Berlin: Wie erzieht die Schule weibliche Persönlichkeiten? Gäste, besonders Frauen, herzlich willkommen.

Versammlungskalender

23. Juli— 4. August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus	Kassel
28. Juli— 1. August	Jugendbund für Entschiedenes Christentum	Genf
6.—18. August	Jenaer Ferienkurse	Jena
14. 15. „	Presbyterianisch-reformierte Kirchen des Kontinents	Prag
21.—23. „	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein	Zürich
3.— 5. September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft	Basel
3.— 6. „	Preußische und deutsche Pfarrervereine	Dresden
5.— 7. „	Kongreß für protestantischen Kirchenbau	Dresden
25.—27. „	Gustav Adolf-Verein	Augsburg
26.—27. „	Theologischer Ferienkursus	Dresden
1.— 3. Oktober	Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge	Berlin
2.—12. „	Apologetischer Instruktionskursus	Berlin
3. 4. „	Freunde der Christlichen Welt	Potsdam
8.—10. „	Theologischer Ferienkursus	Marburg

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 28. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. Schluß — Berliner Kreissynoden — Der Phanar — Religion und Schule — Verschiedenes: Karl Fischer †; Das Darmstädter Oberkonsistorium; Die Frankfurter Konferenz; Theologia Saxoborussorum — Personalien

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 28. Der Kirchenstreit in Bremen: 1. 2 — Die Aussichten des kirchlichen Patronatsrechts. (Erster Teil) — Die Evangelische Vereinigung in Rheinland und Westfalen — Aus Preußen: Von der Schulvorlage; Von der Berliner Stadtmission; Die Evangelische Vereinigung; Vom Bonner evangelisch-theologischen Studienhaus — Mancherlei: Vom Reichsboten; Die Verdächtigung auf Kirchlichkeit; Der Prozeß Bachstein; Protestantische Aerzte an katholischen Krankenhäusern; Versammlungen

Stud. phil. sucht Stellung als **Hauslehrer** auf die Zeit vom 1. August bis 1. Oktober oder 1. November gegen freie Station. Angebote unter **D. D.** an die Redaktion.

Ferienstellung

(15. August bis 15. Oktober) sucht **cand. theol.** als Hilfslehrer, Hauslehrer, Reisebegleiter 2c. Offerten unter **E. F.** an den Verlag.

Denifle's Luther-Werk

Es ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther und Luthertum

in der ersten Entwicklung
quellenmäßig dargestellt von Heinrich Denifle O. P.

I. Abt. 2. Aufl. 1904. Gr. 8°. (XXX u. 422 S.) Preis geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50.
Schluß-Abt. 2. Aufl. herausgegeben von Albert M. Weiß O. P. 1906. Gr. 8° (XI, 486 und XXIV S. mit div. Illustr.) Preis geh. Mk. 6.50, geb. Mk. 9.—.

Ergänzungsband I. Quellenbelege. **Die abendländischen Schriftausleger bis Luther** über Justitia Dei (Rom. 1, 17) **und Justificatio.** Beitrag zur Geschichte der Exegese, der Literatur und des Dogmas im Mittelalter von **H. Denifle** O. P. 1905. Gr. 8°. (XX u. 380 S.) Preis geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 8.—.

Ergänzungsband II. Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende. Denifle's Untersuchungen kritisch nachgeprüft von **Albert Maria Weiß** O. P. 1906. Gr. 8°. (XVI u. 220 S.) Preis geh. Mk. 3.—, geb. M. 4.50.

Denifle an seine Kritiker! Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg von **H. Denifle** O. P. 1904. Gr. 8°. (90 S.) Preis geh. Mk. 1.20.

Heinrich Denifle O. P. **Eine Würdigung seiner Forschungsarbeit.** Von D. **Dr. Grabmann.** 1905. Gr. 8°. (VIII u. 62 S.) Preis geh. Mk. 1.50.

Verlag von Kirchheim & Co. in Mainz

Leicht kranker oder erholungsbedürftiger jüngerer **Lehrer** oder **Theolog** findet als **Hauslehrer** für die 2. Abteilung meiner Heilanstalt (meist erwachsene Arbe iter) längere Aufnahme gegen freie Station. Leichte Beschäftigung. **Dr. G. Liebe, Waldhof Elgershausen Kreis Wetzlar.**

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Dietels Missionsstunden

haben bei einem Reichtum an konkretem Stoff den Vorzug der Kürze. Die Schilderung ist so frisch und lebendig, dass auch die blosse Lektüre schon für jeden ein Genuss ist. Bisher erschienen fünf Hefte und eine „Neue Folge" unter dem Titel:

„Die Mission in unseren Kolonien"

(bisher 3 Hefte) v. Pastor C. Paul, Lorenzkirch. Ausführliche Prospekte durch den Verlag **C. Ludwig Ungelenk**, Dresden-A.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**
Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung Leipzig
Jährlich 26 Nummern. Preis 18 Mark

Nr. 14. Novum Testamentum Domini Nostri Jesu Christi Latine secundum editionem S. Hieronymi edd. Wordsworth et White II, I (v. Dobschütz) — Harnack, Lukas der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte (Harnack und Schürer) — Holzhey, Die Thekla-Akten (Rolffs) — Allard, Dix leçons sur le martyre (Knopf) — Jordan, Rhythmische Prosa in der altchristlichen lateinischen Literatur (Kattenbusch) — Jordan, Rhythmische Prosatexte aus der ältesten Christenheit (Ders.) — Fritz, Die handschriftliche Ueberlieferung der Briefe des Bischofs Synesios (Dräseke) — Luthers Werke, herausg. von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. A., 3. Aufl. (Bossert) — Luthers Dichtungen, ausgewählt von Vesper (Bossert) — Likowski, Die ruthenisch-römische Kirchenvereinigung genannt Union zu Brest (Kattenbusch) — Mach, Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft (Niebergall) — Pfennigsdorf, Persönlichkeit, christliche Lebensphilosophie für moderne Menschen (Ders.) — Müller, Joh., Die Bergpredigt (Ders.) — Walter-Simon-Preisaufgabe.

Probenummern der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Bei Umbau unserer Kirche soll die noch gut erhaltene

Orgel

— 1876 für 6400 Mk. erbaut — durch ein neues Werk ersetzt werden, falls wir ein günstiges Angebot erzielen. Die mit Gehäuse verkäufliche Orgel hat 20 klingende Stimmen, Pedal und 2 Manuale.
Angebote erbittet

Der **Gemeinde-Kirchenrat Lychen,** Uckerm.

Blitzableiterprüfungen

mit Widerstandsmessungen der Ab- und Erdleitungen an **Kirchen** und **Türmen** 2c. Reparatur und Erneuerung von **Blitzableitungen, Turmkreuzen, Fahnen** und **Knöpfen.** Wettersichere Einfassung von **Turmspitzen** in jedem Metall. Ausführung ohne **besonderes Gerüst** billig und zweckmäßig. Langjährige Erfahrungen.

U. and. ausgeführt: Kirchen zu Strehla, Radeburg, Lommatzsch, Wantewitz, Lenz, Weinböhla, Cölln a. E., Etzdorf, Roßwein, Schönfeld b. Pillnitz, Stolpen i. S., Schönbrunn b. Wolkenstein, Burlau, Porschdorf a. E., Striesen, Rudolstadt, Reschwitz, Dörnfeld, Stockhausen i. Thür., Bloßwitz, Hayda, Nauwalde, Frauenhain, Wildenhain, Lichtensee, Streumen, Röderau, Gröditz b. R., Königl. Garnison-Kirche Dresden 2c.

Großenhain i. S. **Anton Klette,** Schlossermstr.
Inhaber der K. S. Staats-Medaille.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(**Protektor: Seine Majestät der Kaiser**)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 281 172 188 M. Vermögensbestand 95 540 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1905: 3 030 000 M.

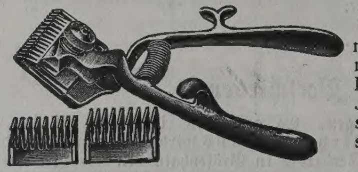
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Rehfeld's Haarschneidemaschine



Familienfreund

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 30 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko, da, wenn nicht gefällt, Umtausch oder Betrag zurück. Gebrauchsanweisung liegt bei. Garantie für jedes Stück!

Rehfeld & Backe Solingen 649

Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private
Herr F. Tüllmann in Stadtleben schreibt: „Haarschneidemaschine ist sehr gut, schneidet ganz vorzüglich und danke Ihnen bestens."

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg